



Best of ... Wirtschaftsjournalismus

Kontakt Helmut Schmidt Journalistenpreis, ING-DiBa AG,
 Dr. Ulrich Ott, Theodor-Heuss-Allee 2, 60486 Frankfurt
 am Main, Telefon 069 / 27 222 66233
 Homepage www.helmutschmidtjournalistenpreis.de
 E-Mail hspj@ing-diba.de

Was der Helmut Schmidt Journalistenpreis auszeichnet

ZUM 19. MAL vergab die ING-DiBa 2014 den Helmut Schmidt Journalistenpreis. Sie zeichnet damit besondere Leistungen bei der vertrauchertreundlichen Berichterstattung über der Wirtschaft- und Finanzwirtschaft aus. 154 Bewerbungen sind dieses Jahr für den Journalistenpreis eingegangen.

Informationen sind eine elementare und deshalb notwendige Voraussetzung für das Funktionieren jeder Marktwirtschaft. Doch kein Verbraucher ist heute in der Lage, durch eigene Aktivitäten die Preise und Qualität von Angeboten zu vergleichen. Das müssen andere ihm abnehmen und ihm als Dienstleistung anbieten. Wirtschaftsjournalismus, so, wie ich ihn mir wünsche, begleitet den Menschen im Alltag. Die Journalisten werden zu sachkundigen Beratern ihrer Leser, Zuschauer und Zuhörer. Die Zielsetzung des Preises entspricht meiner Vorstellung von einem Wirtschaftsjournalismus, der dem Bürger Urteilskraft über ökonomische Themen verschafft“, sagt der ehemalige Bundes-

kanzler Helmut Schmidt, nach dem der Preis benannt ist.
 Der Helmut Schmidt Journalistenpreis ist mit insgesamt 30.000 Euro dotiert. Die Jury berücksichtigt hierfür Print-, TV-, Hörfunk- und Online-Beträge deutscher sprachiger Medien. Die drei herausragendsten Journalistischen Leistungen werden mit 15.000, 10.000 und 5.000 Euro prämiert. Die Preisverleihung fand am 23. Oktober in Hamburg statt.

Zur unabhängigen Jury gehören: Clarissa Ahlers, Leitende Wirtschaftsredakteurin „Hamburg Journal“ (NDR Fernsehen), Dr. Arno Balzer, Herausgeber „Bilanz“ Deutschland, Prof. Dr. Claudia Mast, Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft und Journalismik an der Universität Hohenheim, Hans Leyendecker, „Süddeutsche Zeitung“, Dr. Berthold Morschhäuser, Chefredakteur „bank und markt“, Hermann-Josef Tenha-berthold Morschhäuser, Chefredakteur von Finanztip, Dr. Uwe Vorkötter, Chefredakteur von „Horizont“, Dr. Frank-B. Werner, Geschäftsführer/Herausgeber Finanz-

zen Verlag, Ulrich Wicket, Journalist, Buchautor und Jury-Vorsitzender, Dr. Ulrich Ott, Moderator und Generalbevollmächtigter der ING-DiBa AG.

LEITMOTIV Namenspatron Helmut Schmidt gab als Leitmotiv für den Preis vor: „Was ich erwarde, ist ein Wirtschaftsjournalismus, der als sein Ziel anstrebt, Zusammenhänge durchsichtig zu machen und zum kritischen Nachdenken anzuregen. Zum Wirtschaftsjournalismus gehört aber auch, das Publikum darüber zu informieren, was wie zum Beispiel: Wie steht es um die Finanzen und Leistungen der Sozialversicherungsträger kurz-, mittel- und langfristige Wirklichkeit? Warum muss der Staat sparen? Wie verantwortllich handeln die Manager? Wie wirkt die Geldpolitik auf Konjunktur und Wirtschaftswachstum? Journalisten, die ihr Handwerk beherrschen und verstehen, worüber sie schreiben, sollten auch komplizierte Dinge für alle verständlich ausdrücken können. Die Wirtschaftsteile der Zeitungen sind heute aber leider für viele Menschen nur noch teilweise zu verstehen. Weil aber Wirtschaft jeden angeht, sollen Wirtschaftsjournalisten sich bemühen, auch für den ganz normalen Zeitungs-

leser zu schreiben.“

BEST OF ...

In den Specials „Best of ...“, die wir in loser Folge in „medium magazin“, in „Der Österreichische Journalist“ und in „Schweizer Journalist“ veröffentlichten, dokumentieren wir herausragende und preisgekürnte Journalistische Beiträge. Darüber hinaus fragen wir nach Art und Weise der Autoren und den Begründungen der Jurorinnen – und wollen so einen Beitrag leisten zur Diskussion: „Was macht eigentlich Qualitätsjournalismus aus?“

Annette Milz
 Zuletzt sind u. a. erschienen:
 2014: „Axel-Springer-Preis“
 2013: „Helmut Schmidt Journalistenpreis“, „Axel-Springer-Preis“, „Theodor-Wolff-Preis“

Nachbestellungen unter vertrieb@mediummagazin.de oder www.newsroom.de (Rubrik „Shop“)

IMPRESSUM: Redaktion Annette Milz (Chefredakteurin, V.i.S.d.P., Frankfurt), im Uhrig 31, D-60433 Frankfurt a. M., Tel. +49 / 69 / 952 979 44, E-Mail: redaktion@mediummagazin.de, Interview-Senja Krasser, Eva Keller, Mathias Thiele, Katy Walther. Verlag Johann Oberauer GmbH, D-83381 Freilassing, Zentrale Filiederweg 4, A-5301 Salzburg-Eugendorf, Tel. +43 / 6225 / 2700-40, E-Mail: vertrieb@mediummagazin.de. Das „Best of ...“ wird gemeinsam herausgegeben von „medium magazin“, „Der Österreichische Journalist“ und „Schweizer Journalist“. Die Auswahl der in der Reihe „Best of ...“ gewürdigten Preise obliegt allein der Redaktion. Die Preissittler ermöglichen das Erscheinen durch einen Druckkostenzuschuss.

Helmut Schmidt Journalistenpreis

1. Platz 2014

Titel „Abgefahren“ Autoren Bastian Obermayer und Uwe Ritzer
Erschienen in „Süddeutsche Zeitung“ („SZ“) Datum 14. Januar 2014

Süddeutsche Zeitung Nr. 10, Dienstag, 14. Januar 2014

DIE SEITE DREI

III 3



Fast 19 Millionen Mitglieder, allein das zeigt schon, wie sehr die Menschen in Deutschland dem ADAC vertrauen. Damit liegt er noch vor dem Roten Kreuz, der Caritas oder Greenpeace. FOTO: ANDRIAS TOCHMANN/SP

Abgefahren

„Deutschland kürt sein Lieblingsauto“ – so wirbt der mächtige ADAC für seinen Preis „Gelber Engel“. Jeder Autokonzern will ihn gewinnen. Warum aber veröffentlicht der Club offenbar frisierte Zahlen über die abgegebenen Stimmen? Das ist die Vertrauensfrage

VON BASTIAN OBERMAYER UND UWE RITZER

München – Deutschland hat gewählt, der Gewinner steht fest, das Theater kann beginnen. Alles ist gerichtet für den großen Festakt in der Allerheiligen-Hofkirche der ehemaligen königlichen Residenz in München. Dort verleiht der ADAC am Donnerstag zum achtsten Mal den „Gelben Engel“, den, laut ADAC, „wichtigsten Autopreis Deutschlands“.

Und auch wenn Bundespräsident und Kanzlerin in diesem Jahr fehlen – die Gästeliste ist nicht schlecht. Diverse Nachbarn: Ex-Verkehrsrat, seltene Fernseh-1-Geldern und selbstverständlich der gesamte deutsche Autoadl haben sich an-

nigt hätten, hieße das „Lieblingsauto der Deutschen“ jetzt Opel Mokka.

Aber bevor man jetzt über diese Wahl und die Bilanzlage, muss die Bedeutung des „Gelben Engels“ erklärt werden: Diese Auszeichnung ist – oder war – tatsächlich wertvoll. Nicht ohne Grund sah man im vergangenen Jahr doppelstellige Mercedes-Anzeigen in Zeitungen und Magazinen, die den Sieg der A-Klasse feierten: „Lieblingsauto der Deutschen“. Der Preis kommt vom ADAC, und wenn es um Autos geht, ist der ADAC nun mal das Maß der Dinge.

Tatsächlich gibt es kaum eine Institution, der die Deutschen so vertrauen wie dem ADAC. Wenn bei Marktforschung gefragt wird, wem man vertrauen kann, landet der

nen in der ADAC-Technikstelle in Landsberg am Lech ausgewertet, die Internet-Umfrage in der Zentrale in München. Am Ende stehen zwei Tabellen mit Zahlen – die Endergebnisse Online bzw. Print. Beide gehen, das berichten Mitarbeiter unisono, direkt an Ramstetter. Wenn die Zahlen sein Büro wieder verlassen, scheinen sie sich vervielfacht zu haben.

Michael Ramstetter erklärt, die Ergebnisse würden in einem größeren Kreis „diskutiert, abgestimmt, autorisiert und zur Veröffentlichung freigegeben“.

Sowohl ADAC-Präsident Peter Meyer als auch Geschäftsführer Karl Obermaier betonen darauf, dass die Zahlen stimmen. Sie geben aber auch an, die Ergebnisse zum „Gelben Engel“ erst in finaler Version

zur unternehmerischen Macht“, sagt Ferdinand Dudenhöffer, „der ADAC schaut sich auch nicht, sie einzusetzen“.

Vor rund 25 Jahren versuchten der deutsche Großgeschäftsführer Günter Grass und der Publizist Klaus Staeck, den politischen Einfluss des ADAC zu bekämpfen. Beide verkündeten öffentlich ihren Austritt aus dem Verein und stürzten die Deutschen auf, es ihnen gleichzutun. Ewa 400 Gleichgestimmte folgten.

400. Das ist natürlich rührend. Ein Kontrollgremium sucht man vergeblich. Beim ADAC regieren der Präsident und seine Leute

rungsziel, in dem wenige das Sagen haben. Und diesen wenigen geht es vor allem um die eigene Macht.

Eine Dinap-Umfrage zeigt, dass die Meinung der ADAC-Mitglieder tatsächlich nicht immer maßgeblich sein muss für die Meinung des ADAC. So sind demnach 78 Prozent der Mitglieder für die Null-Prozente-Grenze. Der ADAC aber ist strikt dagegen. Noch inniger fördert und fördert der ADAC den Motorsport nahezu kritiklos, während eine klare Mehrheit der ADAC-Mitglieder gegen Motorsportförderung ist. Und während der ADAC gegen ein Tempolimit kämpft – das für den Rest der zivilisierten Welt selbstverständlich ist – sind seine Mitglieder gespalten: 47 Prozent dafür, 53 Prozent dagegen.

Die Sache mit dem „Gelben Engel“ trifft den ADAC zu einer äußerst ungünstigen Zeit. Im vergangenen Jahr gab es in den Regionalabteilungen des ADAC intern Sexismus- und Mobbings-Vorfälle, die Rede war sogar von Abblatzen. Gerade wurden die Mitgliedsbeiträge erhöht, und zwar gleich um zehn bis zwölf Prozent – trotz all der Milliarden. Das muss man nicht verstehen. Und dann fordert ungenügend ADAC-Präsident Peter Meyer öffentlich die Erhöhung des Beitragspreises.

Die Bfif hob ADAC-Präsident Meyer prompt auf die Titelseite, und schrieb darüber: „Had ab“.

Eine Kommunikationskatastrophe, und damit ein weiteres Problem im davon wahrlich nicht armen Aufgabenbereich

gekündigt: die Pöcher und die Pöcherer, VW-Winterkern, BMW-Reithofer, Audi-Städler und viele mehr. Wer zu den „Autocars“ wie die Welt am Sonntag die Preisverleihung nennt, nicht eingeladen wird, ist ein Nichts, ein Niemand in der Branche. Das Motto der Veranstaltung: „Deutschland kürt sein Lieblingsauto“.

Deutschland? Deutschland. Kleiner gibt's nicht. Aber der Deutsche an sich ist irgendwie ja auch der deutsche Autofahrer an sich, und der ADAC ist mit seinen 18,8 Millionen Mitgliedern nun mal das zentrale Organ des deutschen Autofahrers. Unter diesen fast 19 Millionen Mitgliedern, so formuliert der ADAC es Jahr für Jahr aufgeregt, wird nun „das Lieblingsauto der Deutschen“ ermittelt – das ist die wichtigste Kategorie beim „Gelben Engel“.

Man acht schon: Es machen nicht alle mit, ist ja auch klar. Weniger klar ist, wie der ADAC auf die Teilmehrzahlen kommt, die er veröffentlicht: 2012 hätten demnach 290 000 Menschen abgestimmt. Das wird aber freitun, und das ist das ADAC-Mitgliederverzeichnis und das interne Datenmaterial, die der SZ vorliegen. Tatsächlich sind rund 600 000 gültige Stimmen gezählt und 70 000 computer-generierte Stimmversuche annulliert.

Woher plötzlich die anderen angeblich gültigen 114 000 Stimmen kommen?

Gute Frage. Der ADAC antwortet völkisch, es sei eine „komplexe Thematik“, es gäbe „eindeutig zuzuordnen“ und „nicht eindeutig zuzuordnen“ Stimmen, „eingegangene“ und „geblöhte“ Stimmen. Außerdem hätten „mehrere Teams an anderen Orten“ mitgewertet. Wo diese Teams sitzen, erklärt der ADAC nicht. Auch in den damit befassten Bereichen weiß man nichts von diesen Teams.

Über die Jahre hat der Verein ein Vermögen von mehr als einer Milliarde Euro angehäuft

Bei aller Komplexität gibt es aber auch das: verschiedene Endergebnisse. Ein ADAC-Papier vom Dezember 2013 nennt als offizielle Einzelergebnisse für den Gewinn des „Gelben Engels 2014“ 14 199 Stimmen. In Wahrheit haben wohl nur 3409 Menschen für das Siegerauto gestimmt. In Worten: dreitausendvierhundertneun.

Ach so: Das neue „Lieblingsauto der Deutschen“ – oder sollte man sagen: von ein paar Deutschen? – ist der VW Golf. Das Gewinnschiff, Herr Winterkorn?

VW hat fast 600 000 Mitarbeiter, schon ein halbes Prozent der Belegschaft könnte die Wahl entscheiden. Oder ganz anders: Es gibt 600 Opel-Clubs weltweit. Wenn jeder davon zur ADAC-Mitglieder für die Wahl mobilisiert hätte, und diese sich beispielsweise auf dem Opel Mokka gestimmte, Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Jedliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung ist ohne schriftliche Genehmigung des Verlags untersagt.

ADAC wieder und wieder an der Spitze, und zwar vor Institutionen wie dem Roten Kreuz, Greenpeace oder der Caritas.

Man versteht das. Wer einmal von den Panoramahelfern gerettet wurde, irgendwo im Schwarzwald, im Südwald oder Nordfriesland, oder nachts auf einer einsamen Bergstraße mit einem Baby im Wagen – der wird ewig dankbar sein. Die ADAC-Panoramahilfe ist die letzte sichere Sicherheit in Deutschland. Auf die gehen die Engel nicht ohne Vertrauen ein. Das ist die Grundlage des Vertrauens.

Andererseits ist das Vertrauen der Deutschen das größte und wichtigste Kapital, das der ADAC besitzt. Weil die Deutschen dem ADAC vertrauen, werden sie Mitglied. Weil sie ihm vertrauen, vertrauen sie seinem Test, seiner Panoramahilfe, seinen Empfehlungen. Weil die Deutschen dem ADAC vertrauen, funktionieren aber auch all die anderen Geschäfte der inzwischen circa 40 kommerziellen ADAC-Tochter: Sie bieten Versicherungen an und Kreuzfahrten, Bücher und Outdoorjacken, Autokredit, Mietwagen und, und, und.

Was wäre das für ein Desaster, wenn das Vertrauen in den ADAC durch eine an sich lächerliche Abstammung beschädigt würde. „Für den ADAC wäre das eine Katastrophe, er hätte ein massives Glaubwürdigkeitsproblem, das so schnell auch nicht wieder zu beheben wäre“, sagt Ferdinand Dudenhöffer, Chef des ADAC als Automobilwirtschaft an der Uni Duisburg-Essen und einer der besten Branchenkenner. Der Schaden wäre immens – und das sieht man, weil der Ruf des „Gelben Engels“ ruiniert wäre. „Der Preis wäre nahezu wertlos. Wer will so einen Preis denn noch entgegennehmen?“, sagt Dudenhöffer.

Das wäre wiederum ein ernsthaftes Problem für den Mann, der so etwas ist wie der Patron des Preises: Michael Ramstetter. Er ist nicht nur Chefredakteur der ADAC-Zeitschrift Motorwelt, sondern auch Kommunikationschef des gesamten Verbandes. Ein unternehmerischer, etwas gelungener, wackelnder Mann von 60 Jahren, der meist boykottjournalistisch auftritt, den seine Untergebenen wegen seiner Wutanfälle hinter seinem Rücken aber „Jambo“ nennen. Ein Mann jedenfalls, der im ADAC eine Menge zu sagen hat. Ramstetter war es auch, der den „Gelben Engel“ 2004 erfunden hat. Einen Branchenmagazin sagte er damals: „Der „Gelbe Engel“ ist sicher von Anfang an der wichtigste und größte Autopreis, den es in Deutschland gibt“.

Das ist das Selbstverständnis. Bei Ramstetter laufen seit jeher die Fäden der Abstimmung zum „Gelben Engel“ zusammen. Gewählt werden kann auf zwei Arten: zum einen via Internet, zum anderen per Post. Entweder legt man sich als ADAC-Mitglied auf der Internetseite des Vereins ein und stimmt ab, oder aber man scheidet aus der ADAC-Motorwelt einen Wahlcoupon aus und schickt diesen ein. Die Coupons werden nach SZ-Informationen

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

zu sehen. Spricht die offiziell herausgegebenen Zahlen. Sollten die frisiert worden sein, wären sie damit aus der Schauliste.

Man muss sich das kurz fädelnd vorstellen: Setzt sich da wirklich jemand hin und denkt sich Phantasiezahlen aus? Zum Beispiel diese: Die fünf Erstplatzierten erhalten 2012 angeblich 105 432 Stimmen erhalten, so lesen in einer Motorwelt-Publikation. So viele gültige Stimmen wurden damals nach SZ-Informationen insgesamt nicht einmal abgegeben.

Es hätte ja genügt, die Zahlen verschärft zu verschweigen. Aber offenbar war die Realität zu klein für den mächtigen ADAC, es mussten auch Zahlen her, die besser zum Selbstbild passen.

Ein Selbstbild, das sich auch aus Zahlen nicht rührt. 2013 hatte der ADAC mehr als eine Milliarde Euro Mitgliedererlösen, 61 Millionen blieben nach allen Abgaben als „Zuführung zum Vereinsvermögen“ übrig. Allein in den vergangenen fünf Jahren konnte der ADAC so ziemlich genau 300 Millionen Euro beisteuern. Und das waren die Mitgliedererlöse. Auch die kommerziellen Tochter des ADAC machen Jahr für Jahr Umsatz in Milliardenhöhe, 2012 waren es 1,03 Milliarden Euro, der Gewinn lag bei etwa 83 Millionen Euro.

Über die Jahre hat der Verein ein Vermögen von mehr als einer Milliarde Euro angehäuft. Dies ist die Sicherheit, lässt der ADAC ausrichten, er habe den Verein eine Mitgliedschaftsabhängigkeit gegenüber den „Großen und Mächtigen“ im Land“.

Als ob der ADAC das nicht durchgehenden würde. Welch andere Lobby verfügt über derart viel Geld und Einfluss? Und welche andere Lobby macht sich derzeit offensiv ein in die Politik? „Der ADAC besitzt nicht

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

Heute hat der ADAC fast zehn Millionen Mitglieder mehr als damals, und die Themen, um die es geht, sind vielfältiger. Und das ist der ADAC auch längst mehr Konzern denn Verein. Allerdings ein Konzern mit der Organisationsstruktur eines Kaninchenrührerwerks. Zwar sitzt in Münchner Hauptquartier Geschäftsführer Karl Obermaier, aber das Sagen hat tatsächlich ein ehrenamtlicher Präsident: Peter Meyer, 61, erfolgreicher Sportler. Um ihn gruppiert sich eine Reihe älterer Herren: das Präsidium. Sie alle werden wohl dabei sein am Donnerstag, wenn die „Gelben Engel“ gefeiert werden, und man danach am Buffet im Kaisersaal der Residenz mit der Prominenten-Beisammensetzung – es ist einer der Höhepunkte des Vereinsjahres.

Ein Kontrollgremium sucht man beim ADAC vergeblich. Genaue wie Frauen im Präsidium. Es regieren der Präsident und seine Mannen. Und sie sind offenbar die Auffassung, dass der Verein noch größer werden muss. Noch wichtiger: Dass etliche von ihnen mit der Rolle des ADAC als öffentlicher Instanz kaum vereinbar sind, scheint ihnen kein Problem zu sein.

Aber wie soll man es verstehen, dass der ADAC seit Jahren die freien Tankstellen privilegiert und die Abbocke der Tank-Mitglieder anspricht – um auf einmal seine Mitglieder beimobilisiert mit der Rolle des ADAC als öffentlicher Instanz kaum vereinbar sind, scheint ihnen kein Problem zu sein.

„Das ist in der Tat hochproblematisch“, sagt Ferdinand Dudenhöffer, der Professor für Automobilwirtschaft, „es ist ein weiteres Problem für die Glaubwürdigkeit des ADAC“. Seiner Meinung nach gibt es einige solcher „unaufklärbarer Interessenkonflikte“. Zum Beispiel verdingt sich der ADAC als Assistance-Dienstleister für Autohersteller. Wer einen Neuwagen kauft, bekommt meist eine „Mobilitätsgarantie“ dazu. Wenn der ADAC dann einen Unfall, genügt ein Anruf bei der Hotline. Die Helfer aber sind immer über die „gelben Engel“. Der ADAC fährt unter anderem für Ford, Opel, Nissan, Honda, Kia, Hyundai, Citroën, Peugeot, Volvo, Jaguar, Rover sowie eingetragene für Daimler, BMW und VW.

Kann der ADAC als Markenobjektivtesten? Wenn die Stiftung Warentest Produkte testen würde, mit deren Herstellern sie in engen Geschäftsbeziehungen steht, fände man das zu Recht absurd“, sagt Dudenhöffer, „beim ADAC ist das Realität“.

Der Blick auf die Tochterfirmen zeigt sich, wie gut der ADAC als Vermittler an Provisionen verdient. Und sein bestes Verkaufsargument ist: der gute Name.

Vertrauen ist ein kleines, sensibles Ding. So zerbrechlich und so empfindlich. Wie es wohl die Nachrichten aufnahme, dass der ADAC bei seinem Autopreis Stimmzahlen nachschleibt – nur weil die ein wenig zu läppisch wirken?

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

„Wenn ich einen Politiker haben will, bekomme ich ihn“ Michael Ramstetter ist Chef der ADAC Motorwelt. Die hat mehr Leser als Spiegel und Stern zusammen.

BASTIAN OBERMAYER, geboren in Rosenheim. Ab 1999 Studium der Politik, Geschichte und Amerikanistik in München. 2002 bis 2003 Besuch der Deutschen Journalistenschule (anschließend freie Tätigkeit für verschiedene Magazine und Zeitungen). 2005 bis 2012 Reporter und Redakteur beim „Süddeutschen Zeitung Magazin“. Seit Sommer 2012 Redakteur im Ressort Investigative Recherche der „Süddeutschen Zeitung“. Preise (Auswahl): 2009 Theodor-Wolff-Preis, 2010 Henri-Nannen-Preis, 2013 Helmut-Schmidt-Preis. Bücher (Auswahl): 2011 „Feldpost: Briefe deutscher Soldaten aus Afghanistan“ und „Bruder, was hast du getan? Kloster Ettal, die Täter, die Opfer, das System“, 2014 „Gott ist gelb: Wie der ADAC Deutschland belügt“.

UWE RITZER, geboren 16. April 1965 in Franken. 1985 Abitur. 1985 bis 1987 Zivildienst im Naturschutz; freie Mitarbeit bei diversen Regionalzeitungen und Rundfunksendern. 1987/88 Volontariat „Nürnberger Nachrichten“. Ab 1988 Lokalredakteur beim „Weißenburger Tagblatt“, ab 1993 Redaktionsleiter dort. Ab 1998 Mitarbeiter im Bayernressort der „Süddeutschen Zeitung“. Seit 2004 Korrespondent und Reporter der Wirtschaftsredaktion für Nordbayern, die Sportartikeldienst und investigative Sonderthemen. Preise: 2007 Nannen-Preis Investigativ mit „SZ“-Team. 2007 Sparda-Medienpreis. 2013 3. Platz Wächterpreis (gemeinsam mit Olaf Przybilla) sowie „Reporter des Jahres“ („medium magazin“) (gemeinsam mit Olaf Przybilla). 2014 Leuchtturm-Preis des Netzwerks Recherche und Deutscher Journalistenpreis sowie Helmut Schmidt Journalistenpreis (alle mit Bastian Obermayer).

INTERVIEW SEITE 3

Intern war schon länger Druck in der Flasche.

UWE RITZER

Die größten Hürden waren die Zahlen.

BASTIAN OBERMAYER

Spielen die Motive der Whistleblower eine Rolle, Herr Obermayer und Herr Ritzer?

INTERVIEW KATY WALTHER

Herr Obermayer, Sie beschreiben den ADAC als „profitgetriebenen Großkonzern mit Milliardenumsätzen und -vermögen, gesteuert von einem Häuflein ehrenamtlicher Funktionäre, die niemand kontrolliert“. Müssen sich Wirtschaftsjournalisten den Vorwurf gefallen lassen, da nicht schon früher mal hingeschaut zu haben?

BASTIAN OBERMAYER: Ja, doch, das kann man so sagen. Der ADAC war in gewisser Weise sakrosankt, und er war auch praktisch: Denn wer als Journalist schnell eine Meinung zu einem Autothema gebraucht hat, und vielleicht noch ein paar schöne Bilder dazu, der hat das bekommen. Vor allem aber war der ADAC eine der letzten großen Institutionen der alten Bundesrepublik, zu der die Menschen scheinbar uneingeschränktes Vertrauen hatten. Das hat beim ADAC zu einer Selbstüberschätzung geführt, die man selten so schön beobachten konnte wie in den ersten Tagen der Affäre; seine Protagonisten fühlten sich unfehlbar. Und in den vergangenen 20 Jahren hat sich eben auch keiner dafür interessiert, dass die ADAC-Führung aus dem Autofahrer-Club und an-

geblichen Verbraucherschutzverein einen extrem profitgetriebenen Konzern gemacht hat. Was ein krasser Widerspruch ist.

Brauchte es erst einen Skandal wie den „Gelben Engel“, damit die Geschichte, die ja eigentlich eine Wirtschaftsstory ist, zündet?

UWE RITZER: Scheint so. Intern war schon länger Druck in der Flasche, es gab etliche Missstände, die von den Verantwortlichen jahrelang weitgehend ignoriert wurden. Die Vorgänge um den „Gelben Engel“ haben den Korken aus der Flasche fliegen lassen.

Sie wurden von ADAC-internen Quellen auf die Unregelmäßigkeiten bei der Preisvergabe aufmerksam gemacht. Wollte da jemand den missliebigen Michael Ramstetter loswerden?

OBERMAYER: Über die Motivlage unserer Quellen und Informanten spekulieren wir grundsätzlich nicht. Bei einer gut recherchierten Geschichte von öffentlichem Interesse spielt sie am Ende auch keine Rolle. Fakt ist: Es gab offensichtliche Eingriffe, Manipulationen, und darauf wurden wir aufmerksam gemacht.



UWE RITZER: „Eines der ersten langen Gespräche führten wir bei einem Spaziergang. Da ist die Gefahr, abgehört zu werden, eher minimal.“ FOTO WOLFGANG BORRS



BASTIAN OBERMAYER: „Wir bekamen ungeheuer viele Zuschriften, viel mehr, als wir erwartet hatten. Hunderte allein in der Woche, als Ramstetter zurücktreten musste.“

Denkt man gelegentlich darüber nach, ob und wozu man als Journalist gerade benutzt wird, oder spielen die Motive der Whistleblower keine Rolle?

OBERMAYER: Man denkt darüber immer nach, und es ist immer eine Abwägungssache. Aber die entscheidenden Fragen sind am Ende ganz einfach: Stimmen die Informationen der Whistleblower? Und ist die Geschichte von öffentlichem Interesse? Wenn man beide Fragen mit Ja beantworten kann, ist man auf der sicheren Seite.

Spaziergang. Da ist die Gefahr, abgehört zu werden, eher minimal. Manche Informationen haben wir auch nicht verwendet – wenn sie eindeutig zur Quelle geführt hätten.

Wie kam es, dass ausgerechnet Sie beide die ADAC-Geschichte gemacht haben und nicht ein anderer Kollege der SZ, Investigativ-Urgestein Hans Leyendecker z. B.?

OBERMAYER: Herr Leyendecker kann zwar sehr viel, aber auch er kann sich nicht vervielfachen, um alle Geschichten gleichzeitig zu recherchieren und zu schreiben, die wir bekommen ... Im Ernst:

JURY STATEMENT HERMANN-JOSEF TENHAGEN

CHEFREDAKTEUR VON „FINANZTIP“, ÜBER „ABGEFAHREN“ VON BASTIAN OBERMAYER UND UWE RITZER:



FOTO: STEFAN KORTE/FINANZTIP

Als junge Journalisten träumen wir alle von der Presse als vierter Gewalt, der Reportage, die es den Mächtigen im Land richtig heimzahlt, sie entlarvt und entmacht, wenn sie Böses tun. Jahre später wissen wir, im journalistischen Alltag sind das Sternstunden. Nur selten finden wir als Journalisten den Hebel, um Missbrauch bei den Mächtigen nicht nur anzuprangern, sondern abzustellen. Bastian Obermayer und Uwe Ritzer ist das gelungen: Sie haben den ADAC, den größten Verein der Republik, die mächtigste Autolobby, gezwungen, Missstände abzustellen. Der ADAC hat 18,8 Millionen Mitglieder, er gibt die nach Druckauflage größte Zeitschrift Europas „ADAC Motorwelt“ heraus und der Ex-Chefredakteur, Michael Ramstetter, rühmte sich, dass er die Bundeskanzlerin jederzeit um eine Gastkolonne bitten könne. Tatsächlich erklärten die Deutschen bei Umfragen wieder und wieder, dass sie am meisten Vertrauen zum ADAC hätten. Dieser ADAC

fälschte die Zahlen für seine Wahl zum Lieblingsauto der Deutschen und drängte seine Gelben Engel, den Pannenkunden unnötige neue Batterien aufzuschwätzen. Die ADAC-Geschichte war noch nicht vier Wochen auf dem Markt, da war selbiger Chefredakteur sang- und klanglos verschwunden, und auch der ADAC-Präsident hatte den Hut nehmen müssen. Der Organisation sollen 250.000 Mitglieder davongelaufen sein. Ein Verein, dem die Deutschen mehr zu glauben schienen als der Caritas und Greenpeace, blieb schwer beschädigt zurück. Für uns in der Helmut-Schmidt-Preis-Jury gab es keinen Zweifel. Die Texte der beiden Kollegen haben in diesem Jahr den 1. Preis verdient. Obermayers Quellenlage war ausgezeichnet, er beschreibt ganz ohne Schaum vorm Mund, wie die ADAC-Spitze sich selbst zum Maßstab aller Dinge macht und an dieser Selbstherrlichkeit schließlich scheitert. „Deutschland wählt sein

Liebblingsauto“ hieß das Motto der ADAC-Veranstaltung, dabei war's wohl der Chefredakteur der „Motorwelt“, der die Zahlen für die Wahl festlegte. Zahlen, Bewertungen und Meinungen wurden in der alten ADAC-Zeit einfach erfunden, damit sie ins Bild passen. Mitglieder werden zu Marionetten einer Vereinsführung gemacht, die gern mit der Automobilindustrie kuschelt und selbst die größten Autos fährt. Dabei schätzen die Mitglieder nicht S-Klasse fahrende Vorstände, sondern vor allem die Gelben Engel, die ihnen spät in der Nacht aus der Patsche helfen. Als Obermayer dann noch herausfand, dass die Gelben Engel von der abgehobenen Führung des ADAC zum Verkaufspersonal degradiert werden, das den Mitgliedern überflüssige Batterien verkaufen sollte, war es um die ADAC-Führung geschehen. Für diese journalistische und zivilgesellschaftliche Leistung haben Bastian Obermayer und Uwe Ritzer den Preis verdient.

Hätte sich eine solche Geschichte ohne Informanten aus dem inneren Kreis überhaupt recherchieren lassen?

RITZER: Nein. Wobei wir am Ende Informanten aus ganz verschiedenen inneren Kreisen des ADAC hatten. Der Verein ist ja nicht so klein.

Welche internen Dokumente wurden Ihnen zugespielt und wie konspirativ muss man sich das vorstellen?

OBERMAYER: Wie diese internen Unterlagen übergeben wurden und welche Dokumente das genau waren, können wir natürlich nicht sagen. Aber daraus ging hervor, wie viele Menschen bei der ADAC-Abstimmung zum „Lieblingsauto der Deutschen“ tatsächlich mitgemacht hatten – und was der ADAC nach außen hin behauptete. Diese Zahlen waren sehr, sehr weit auseinander, genauer gesagt 214.000 Stimmen.

Welche Möglichkeiten hat man als Journalist, solche Informationen zu verifizieren?

RITZER: Na ja, die offiziellen Zahlen finden sich in offiziellen ADAC-Broschüren. Und die inoffiziellen haben wir über weitere Insider tatsächlich bestätigen lassen können. Wie das genau vor sich ging, können wir hier natürlich nicht erklären.

Der ADAC hat nach den undichten Stellen im Unternehmen gesucht. Welche Anstrengungen haben Sie zum Schutz Ihrer Quellen unternommen?

RITZER: Indem wir beispielsweise nur sehr wenig über unsere Quellen gesprochen haben, nicht am Anfang und auch nicht nach zehn Monaten in einem Interview wie diesem. Aber wir waren auch sehr vorsichtig, ein Detail kann man gut erzählen, weil es nichts verrät: Eines der ersten langen Gespräche führten wir bei einem

Eine Verbindungsperson hat uns beide angesprochen, also haben wir die Recherche begonnen, und wir hatten auch nicht das Gefühl, zu wenige zu sein. Als das ADAC-Thema dann durch die Decke ist, kamen uns für ein paar Tage auch Hans Leyendecker, Klaus Ott und Frederik Obermaier aus meinem Ressort Investigative Recherche und andere SZ-Kollegen, aus der SZ-Wirtschaft beispielsweise, zur Hilfe – das war großartig, und wunderbar zu sehen, dass wir die Kräfte auch mal schnell zusammenziehen und bündeln konnten.

Um den größtmöglichen Aufschlag zu erzielen, musste Ihre Seite-3-Geschichte zur Preisverleihung hin erscheinen. Wie lange hatten Sie vorher daran gearbeitet und was waren die größten Hürden?

OBERMAYER: Die Recherche fing gut zwei Monate zuvor an, allerdings gerieten wir dann ziemlich unter Zeitdruck, weil wir es unbedingt vor der Preisverleihung schaffen wollten. Die größten Hürden waren die Zahlen. Erst ein paar Tage vor Erscheinen bekamen wir die definitive Bestätigung aus zweiter und dritter Quelle, dass unsere Zahlen – nämlich 3.409 Stimmen für den Sieger, den VW Golf – ganz sicher die echten Zahlen waren.

Wann haben Sie die Verantwortlichen des Automobilclubs mit Ihren Recherchen konfrontiert und wie waren die Reaktionen seitens des ADAC?

RITZER: Etwa eine Woche vor der Preisverleihung und damit fünf Tage vor Erscheinen des ersten Textes haben wir sehr detaillierte Fragen an den damaligen Pressechef Michael Ramstetter, den damaligen ADAC-Präsidenten Peter Meyer und den damaligen Geschäftsführer Karl Obermaier geschickt. Aber wir bekamen nur ausweichende Antworten und De-

mentis, die nicht mit Fakten unterfüttert waren. Daraufhin haben wir noch einmal nachgehakt, auf die eklatanten Widersprüche zu unserem Recherchematerial hingewiesen und erneut Gelegenheit zur Stellungnahme eingeräumt. Wieder kam nur Allgemeines – und eine dreiste Lüge: Es gebe weitere Auszahlteams an weiteren Orten, behauptete der ADAC, und von diesen Teams kämen die fehlenden 214.000 Stimmen. Von diesen Teams hatten wir noch nie gehört, und das aus gutem Grund. Es gab sie nämlich nicht. Aber für ein paar Stunden waren wir schon nervös, bis auch der letzte Informant geschworen hatte, dass nur in München und Landsberg ausgezählt worden war.

Konnten Sie Michael Ramstetter irgendwann mal persönlich dazu befragen und welchen Eindruck hat er gemacht?

RITZER: Ja, natürlich. Vor der Veröffentlichung gab er sich betont jovial und gelassen. Die Manipulationsvorwürfe tat er als unsinnig oder Hirngespinnste intriganter Mitarbeiter in seiner Abteilung ab, die er locker entkräften werde. Dann kam der Vorwurf, der in solchen Fällen immer kommt: Sie lassen sich da vor einen Karren spannen! Nach seinem Rücktritt sagte er schlicht: „Ich habe Scheiße gebaut und übernehme die Verantwortung.“ Seitdem ist er abgetaucht.

Waren Sie bei der Preisverleihung des „Gelben Engels“ am 16. Januar dieses Jahres in München persönlich anwesend?

OBERMAYER: Nein, wir haben sie via Internet live verfolgt.

Was haben Sie gedacht, als ADAC-Geschäftsführer Karl Obermair sagte, Ihre Enthüllungen seien „kompletter Unsinn“ und eine „Schande für den Journalismus“?

RITZER: Im ersten Moment zuckt man natürlich und hinterfragt sich. Wer so aggressiv reagiert, sollte sich ja schon sehr sicher sein, dass er recht hat, möchte man meinen. Und hätten wir falsch gelegen, wäre das für uns und die SZ verheerend gewesen. Andererseits vertrauten wir unserer Recherche. Und es war sehr auffällig, dass Obermair unsere Berichterstattung zwar niedermachte, aber selbst auf Nachfragen die angeblich richtigen Abstimmungszahlen nicht nannte. Er konnte uns nicht widerlegen.

Kam Hochmut in diesem Fall vor dem Fall und haben diese Äußerungen Sie noch zusätzlich motiviert, weiter zu graben?

OBERMAYER: Na ja, wenn sich dann auch noch der ADAC-Präsident hinstellt und behauptet, wir hätten uns da „etwas ausgedacht“ – das spornt schon an. Aber letztlich hätten wir das nicht gebraucht als Motivation, eine solche Geschichte alleine reicht schon. Ich glaube eher, dass diese krasse Entgleisung in Kombination mit dem quasi direkt folgenden Eingeständnis der Manipulationen die anderen Medien angeheizt hat.

Beim „Spiegel“ gibt es Rechercheure, die Fakten zusammentragen, und Edelfedern, die schreiben. Wie haben Sie beide sich die Arbeit aufgeteilt?

RITZER: Die Recherche war Teamwork, mal hatte der eine die bessere Spur, dann der andre, und obendrein haben ja auch andere SZ-Kollegen noch etwas beigetragen. Weil Bastian der weitaus bessere Schreiber ist, hat er die Seite-3-Geschichten komponiert.

Haben Sie sich ein Mindmap mit den Fakten und dem Erzählstrang angelegt, bevor Sie die Geschichte aufgeschrieben haben?

OBERMAYER: Auch wenn das albern klingt: Ja. Ich mache das immer, ich muss wissen, wo ich hinerzählen will. Sonst fange ich an Pirouetten zu drehen und komme nicht vorwärts mit der Geschichte.

Personelle Konsequenzen, Transparenzoffensive, neue Strukturen. So richtig freiwillig war das alles lange nicht. Wie bewerten Sie das Krisenmanagement des Automobilclubs?

RITZER: Es war ein Desaster. Der ADAC war es nicht gewohnt, in dieser Form in Frage gestellt zu werden. Entsprechend hat er anfangs reagiert: beleidigt und aggressiv. Hätte der ADAC nach unserer Geschichte den Autopreis einfach ausgesetzt und die Vorwürfe in aller Ruhe von Experten klären lassen, wäre die Geschichte niemals so eskaliert. So aber fühlte sich die Öffentlichkeit hinters Licht geführt. Aber auch in den Wochen nach der ersten Eskalation wurden immer wieder von ADAC-Seite Unwahrheiten verbreitet, von Pressesprechern, aber auch vom damaligen Präsidenten Meyer, bei Günther Jauch. Das macht keinen so guten Eindruck, wenn das dann aufkommt. Inzwischen ist der Umgang mit der Pressestelle deutlich entspannter und professioneller geworden.

Hat der ADAC bei irgendeiner Gelegenheit versucht, Druck auf Sie auszuüben?

OBERMAYER: Dazu war der Verein schon sehr schnell nicht mehr in der Position. Abgesehen von der ersten Woche, als na-

türlich mit Anwälten und juristischen Schritten gedroht wurde. Später kam das wieder, vor allem vonseiten des Ex-Präsidenten Peter Meyer, der immer wieder seine Anwälte losschickte.

Wie waren die Leserreaktionen auf die ADAC-Enthüllungen?

OBERMAYER: Wir bekamen ungeheuer viele Zuschriften, viel mehr, als wir erwartet hatten. Hunderte allein in der Woche, als Ramstetter zurücktreten musste. Und in jeder dritten Post oder Mail stand der Satz: Hier kommt noch eine ADAC-Schweineerei, die aufgedeckt werden sollte. Vieles davon hat wirklich geholfen.

Immer wieder ist von Jagdtrieb die Rede, der Medienmeute, die das angeschlagene Opfer hetzt. Gibt es eine verschobene Wahrnehmung der Leser gerade bei Investigativgeschichten?

OBERMAYER: Man muss da differenzieren, Investigativgeschichte ist ja nicht gleich Investigativgeschichte. Wenn es nur schwache Indizien gibt, aber eine gewaltige Kampagne folgt, hat der Leser völlig zu Recht den Eindruck einer unangebrachten Jagd. Und bei gründlich recherchierten Geschichten, die wirklich Substanz haben, bezweifle ich, dass die Leser diesen Eindruck wirklich haben. Das ist vielleicht, was die Krisen-PR-Firmen unters Volk zu mischen versuchen, aber es ist nicht die Wirklichkeit.

Den Scoop kann nur einer landen. Ist die Geschichte raus, recherchieren dann alle, was Sie in Sachen ADAC mit den Worten quittiert haben: „Jede Zeitung, die mag, bekommt derzeit etwas vom Skandalkuchen ab, manchmal kommen auch nur Streusel raus.“ Klingt ein bisschen wie nach Bobbycar bei Wulff. Waren nicht alle Geschichten notwendig?

RITZER: Wenn eine Geschichte derart groß wird, dass sie auf allen Titelseiten landet, setzt natürlich auch ein Hasenrennen ein. Jeder will dann seine möglichst große Möhre ernten. Manchmal werden dann kleine Mohrrüben zu Kürbissen aufgepumpt. So war es auch im Fall ADAC. In zehn Jahren 30 Flüge von Funktionären mit Rettungshubschraubern, die dafür nicht dem normalen Rettungsdienst entzogen wurden – das sagt einiges über das Selbstverständnis von ADAC-Fürsten aus, aber es ist kein großer Skandal.

Der ADAC wurde vom Netzwerk Recherche als Informationsblockierer des Jahres mit der „Verschlossenen Auster“ prämiert. In seiner schriftlichen Gegenseite auf die Begründung ging der neue ADAC-Kommunikationschef Garrels auch mit den Medien hart ins Gericht. Liegt er falsch, wenn er sagt, dass einige Medien die Krise des ADAC dazu genutzt haben, „es mit journalistischen Sorgfaltspflichten oder der Maxime einer ausgewogenen, objektiven Berichterstattung nicht allzu genau zu nehmen“?

RITZER: Den Eindruck des ADAC-Presschefs haben wir nicht zu kommentieren.

Haben Sie sich etwas vorzuwerfen oder würden Sie rückblickend etwas anders machen?

OBERMAYER: Nicht dass ich wüsste oder dass es mir einfiel. Herr Garrels war im Übrigen ja auch so nett, uns von dieser Kritik dezidiert auszunehmen.

Die Empörungswelle ist abgeebbt, die Quittung für das Tun des ADAC seitens seiner Mitglieder überschaubar. Darf man sich als Journalist über die Langzeitwirkung solcher Recherchen also keine großen Hoffnungen machen?

OBERMAYER: Der Frage geht ein Missverständnis zuvor: Wir haben ja nicht angefangen zu recherchieren, weil wir dem ADAC eine Austrittswelle bereiten wollten. Uns ist völlig egal, wie viele Leute da eintreten oder austreten. Ich war eher überrascht, dass laut ADAC wegen unserer Geschichte Hunderttausende Mitglieder ausgetreten sind. Denn im ADAC wird man ja nicht Mitglied, weil man den Präsidenten so super findet oder das Vereinsleben, sondern weil man abgeschleppt werden will, wenn man liegen bleibt. So einfach ist das.

RITZER: Und an dieser Ausgangslage hat sich durch eine manipulierte Autowahl ja nichts geändert. Nur ein winziger Bruchteil der 19 Millionen Mitglieder identifiziert sich inhaltlich mit dem ADAC oder engagiert sich irgendwie, das hat dann ja auch dazu geführt, dass sich die Funktionärskaste verselbstständigte und nur noch eigenen Interessen nachging. Ich wage auch die These aufzustellen, dass 80 Prozent der Mitglieder „ihren“ neuen Präsidenten nicht kennen, genauso wenig wie den alten.

Frustriert es nicht, wenn man sieht, dass Unternehmen wie Amazon oder Burger King Shitstorms aufgrund enthüllter Skandale wirtschaftlich nahezu unbeschadet überleben?

OBERMAYER: Soll man sich wünschen, dass die Unternehmen pleitegehen? Das ist doch Unsinn. Der Fall ADAC ist doch außerdem fast schon ein Beispielfall: Der Verein setzt gerade eine millionenschwere Reform durch, an deren Ende der ADAC ein anderer ADAC ist. Das hätte doch kei-

ner erwartet vor einem Jahr. Und allein schon, dass der alte, laute ADAC erst mal weg vom Fenster ist, der ständig seine Parolen in Sachen Tempolimit rauf und runter verbreitet hat und die Politik mit seinen Millionen Wählern unter Druck gesetzt hat – das finde ich eine großartige Folge unserer Recherche.

Wenn wir die vergangenen Monate mal Revue passieren lassen, würden Sie sagen, dass der ADAC die versprochene Wandlung hingelegt hat?

RITZER: Bis jetzt wurden ein paar kleine Stellschrauben gedreht, mehr nicht. Abgesehen vielleicht von der Entscheidung, nun doch keine eigenen ADAC-Werkstätten aufzuziehen.

Haben diejenigen Verantwortung übernommen, die sie hätten übernehmen müssen?

OBERMAYER: Na ja. Pressechef, Präsident und Geschäftsführer mussten gehen. Dazu kamen dann noch ein paar, ein Personalchef und und und. Irgendwer muss ja weitemachen.

Wie viel Einfluss hat der ADAC heute noch?

RITZER: Früher schlugen Politiker die Hacken zusammen, wenn sich der ADAC zu Wort meldete. Schließlich nahm er für sich in Anspruch, für 17, 18 oder 19 Millionen Wähler zu sprechen. Die daraus abgeleitete Macht hat sich als Schein entpuppt. Der gesellschaftliche und politische Einfluss des ADAC ist enorm gesunken und er wird in absehbarer Zeit bei Weitem nicht wieder auf das alte Maß anwachsen.

Das öffentlich-rechtliche Fernsehen hat kürzlich eindrucksvoll bewiesen, dass es schon bei scheinbar harmlosen Rankings ähnlich manipulativ zugeht. Sollten wir generell auf solche Dinge verzichten?

OBERMAYER: Ach, dazu muss man jetzt keine Meinung haben, oder?

Sie selbst haben beide schon viele Preise gewonnen. Wie wichtig sind Ihnen diese Auszeichnungen?

OBERMAYER: Preise und Auszeichnungen sind wunderschön. Gleichzeitig sollte man sich dessen bewusst sein, dass es seltsam ist, mit Preisen belohnt zu werden. Wir haben einen Kinderarzt in München, der ein großartiger, ein ganz, ganz toller Kinderarzt ist. Aber ich glaube, er wird in seinem Leben keinen einzigen Preis bekommen. Ist seine Arbeit weniger wichtig? Eher nicht, würde ich sagen.

Waren Sie selbst mal ADAC-Mitglied?

RITZER: Ja.
OBERMAYER: Ja.

Und heute?

RITZER: Ich bin vor Jahren schon ausgetreten.

OBERMAYER: Ich bin im Frühjahr ausgetreten, als der Rummel nachließ. Ich bin jetzt im VCD, dem ökologischen Verkehrsclub. Und ich habe nicht das Gefühl, schlechter versorgt zu werden.

Helmut Schmidt Journalistenpreis 2. Platz 2014

Titel „Master of the Universe“ Autor Marc Bauder Filmstart Deutschland 7. November 2013



INTERVIEW
SEITE 6

MARC BAUDER, geboren 1974 in Stuttgart. 1996 bis 2001 BWL-Studium in Köln, St. Gallen und New York. 1999 Erste Dokumentarfilme und Gründung der Filmproduktionsfirma Bauderfilm. 2001 bis 2004 Besuch der Hochschule für Film und Fernsehen Potsdam-Babelsberg (Studium abgebrochen). 2003 Erster Dokumentarfilm für das ZDF: „Grow or go“, nominiert für den französischen Prix „A l’Affiche du Monde“. 2006 „Jeder schweigt von etwas anderem“, Dokumentarfilm für das ZDF, Jurypreis Filmfestival Kiew. 2007 „Der Top-Manager“, Dokumentarfilm für den WDR, Friedrich-Vogel-Preis. 2011 „Das System“, Kino-Spielfilm, DEFA-Förderpreis. 2011 Cine Star.

DER INHALT

Der frühere Investmentbanker Rainer Voss ist der einzige Protagonist des Films „Master of the Universe“. Offen spricht er über die 20 Jahre, die er in mehreren führenden europäischen Banken gearbeitet hat. Er handelte mit Aktien und Anleihen, dachte sich selbst Finanzprodukte aus, er machte Gewinne in Millionenhöhe – und genoss das Gefühl, „Master of the Universe“ zu sein. Denn Voss lebte und arbeitete in einem abgeschotteten System, das wird durch die Antworten offenbar, die er dem Autoren im Off gibt. In einer leer stehenden Bank und mit Blick auf die Frankfurter Skyline reflektiert Voss das eigene Denken und Handeln kritisch. Doch er rechnet nicht mit der Bankenwelt und damit seinem alten Leben ab. Nach wie vor hält er Banken und Kapitalmärkte für wichtig.

STATISTIK

Autor Marc Bauder, Kamera/Bildgestaltung Börres Weiffenbach, Schnitt Hansjörg Weißbrich, Rune Schweitzer, Ton Michael Klöforn, Musik B. Fleischmann, Redaktion Esther Schapira (HR), Gudrun Hanke-El Ghomri (SWR), Produzenten Marc Bauder, Markus Glaser, Wolfgang Widerhofer, Nikolaus Geyrhalter, Michael Kitzberger.

Der Film ist eine Koproduktion von Bauderfilm mit NGF Geyrhalterfilm, Hessischer Rundfunk, Südwestrundfunk und Arte, gefördert von der Hessischen Filmförderung und dem Fernsehfonds Austria.

„Master of the Universe“ wurde mit einer Red Epic (5k) mit 35 mm Optiken gedreht, die die Aufnahmen auf einem Großchip speichert. Der Film ist 88 Minuten lang und im Cinemascope-Format gedreht.

DRAMATURGIE

Für den 88 Minuten langen Film wurde ein leer stehendes Bankgebäude als einziger Drehort ausgewählt. Protagonist Rainer Voss fährt allein mit einem Aufzug nach oben, wandelt durch Räume, in denen es nur noch Kabel, aber keine Möbel mehr gibt. Durch verspiegelte Fenster, die keinen Einblick erlauben und kein Geräusch aus der Außenwelt hereinlassen, blickt er auf die Skyline. Diese Bilder unterstreichen, was Voss aus seinem Leben in einer großwahn sinnigen Parallelwelt berichtet.

Die Kamera bleibt die meiste Zeit am „Augenzeugen Voss“ dran. Der Interviewer kommt nie ins Bild, gelegentlich stellt er eine Frage aus dem Off, Autorentext gibt es nicht. Lange Einstellungen und ruhige Kameraführung lassen Voss Zeit zum Nachdenken. Zu Beginn des

Films ist Voss’ Faszination für seinen alten Job noch spürbar, im Lauf des Films wird er ernster und kritischer. So macht der Filmaufbau sein Umdenken nachvollziehbar.

AUFBAU

„Master of the Universe“ ist wie folgt aufgebaut:

00:01* bis 00:35
*Time Code
Vorspann, im Hintergrund ist das Stimmengewirr aus einem Handelsraum zu hören.

00:36 bis 02:40
1. Die Kamera zeigt, dass im nächtlichen Frankfurt in den meisten Bankentürmen noch das Licht brennt. Aus dem Off erklärt Protagonist Rainer Voss, wie sich Banker durch Nachtschichten Respekt und Verantwortung erarbeiten.

02:41 bis 05:34
Barocker Operngesang begleitet die Bilder von „Kathedralen der Macht“, dann schwenkt die Kamera in ein leer stehendes Gebäude.

05:35 bis 10:14
2. Der Ex-Banker wird erstmals sichtbar. Mit Blick auf die Frankfurter Skyline schildert er das Treiben im Handelsraum. Er vergleicht ihn mit der Zentrale eines Raumschiffs, in dem man sich leicht als Master of the Universe fühlen kann.

10:15 bis 16:29
Voss berichtet, wie in den 80ern die ersten US-Banker mit neuartigen Finanzprodukten nach Deutschland kamen – und auch sein Denken und Handeln beeinflussten.

16:30 bis 26:59
3. Nach Fernsehbildern vom Untersuchungsaus-

schuss im US-Senat, in dem Goldman-Sachs-Mitarbeiter ihre dubiosen Finanzgeschäfte erklären mussten, sieht man Voss Formeln und Zahlen auf eine Fensterscheibe schreiben. Er erklärt den Erfolg von Anlagen, die für viele Anleger eigentlich unsinnig sind, unterbricht sich dann aber mit den Worten: „Das will ich jetzt nicht aufgezeichnet haben.“ Schnitt, einige Sekunden schwarze Leinwand.

27:00 bis 36:44
Fernsehbilder von hektischen Händlern und dem Prozess gegen den Investmentbanker Kerviel kommentiert Voss: Die Bedeutung des einzelnen Händlers werde überschätzt, der Druck des Systems auf sie unterschätzt.

36:45 bis 47:32
4. Außenaufnahmen: Früh am Morgen fahren silbergraue Limousinen und schwarze Sportwagen in Tiefgaragen, es öffnen sich Tore und Schranken. Aus dem Off erzählt Voss, wie er als Berufsanfänger „dazugehören“ wollte, in das geschlossene System hineinwuchs und sich allmählich von der Wirklichkeit entfernte. So dass er sich irgendwann über die Auswirkungen seines Handelns auf die „Welt da draußen“ keine Gedanken mehr machte.

47:33 bis 60:26
5. Nachdem Voss ein Gespräch über sein Familienleben abgewürgt hat, folgen Fernsehbilder vom Börsen-Crash in Südostasien. Im Anschluss blättert Voss in einem Geschäftsbericht, der zahlreiche laufende Rechtsverfahren auflistet – eine Folge des Geschäfts mit immer komplexeren oder riskanteren Produkten, die den Kunden Verluste beschert hatten. Die Kamera geht in den Keller, wo in Schränken und Regalen einst Akten lagerten, dann kurz raus ins frühmorgendliche Bankenviertel. Während der stillen Aufnahmen können sich Voss’ Worte beim Zuschauer setzen.

60:27 bis 72:08
Themenwechsel: Staatsbankrott. Voss erläutert, wie Banken Staaten in den Ruin treiben können – und wie sie andererseits ihre Verluste dank staatlicher Hilfen auf die Steuerzahler abwälzen. Zwischendurch Fernsehbilder von Beratungen der EU-Politiker über Griechenland und Blicke nach draußen: graue Kälte, Schnee.

72:09 bis 80:46
6. Unvermittelt wechselt der Film wieder ins Private. Ohne im Bild zu sein, gesteht Voss ein, dass er entlassen wurde. Während er nüchtern und lapidar

von Kündigungswellen und der Angst vor dem Tag X berichtet, schweift die Kamera erneut durch die leeren Räume. Der Autor hakt nach, wie sehr ihn der Rauschmiss aus der „Bankenfamilie“ getroffen hat.

80:47 bis 88:00
Voss fährt mit dem Aufzug ins Foyer hinunter. Er äußert sich skeptisch über den Willen und die Fähigkeit der Banken zur Veränderung. In der Garage steigt er in sein Auto, fährt davon. Auch die Kamera zieht sich zurück: Im Rückwärtsgang verlässt sie die quasi heiligen Hallen, dazu hebt wieder die barocke Musik an.

Ich habe Rainer Voss klagemacht, dass wir auch alle wunden Punkte ansprechen müssen.

MARC BAUDER

Warum spricht ein Ex-Banker mit Ihnen über den Alltag in der Finanzbranche, Herr Bauder?

INTERVIEW EVA KELLER

Ihr Protagonist Rainer Voss ist kein Banker, der nach der Entlassung mit früheren Kollegen und Chefs abrechnet. Er macht keinen Hehl aus seiner Faszination für die Branche – aber er ist ins Grübeln gekommen. Haben Sie genau jemanden wie ihn gesucht?

MARC BAUDER: Ich brauchte jemanden, der das System reflektiert und mit mir offen und ehrlich darüber redet. Das sind zwangsläufig Menschen, die von außen auf das System blicken. Rainer Voss selbst hat mir gesagt, zehn Jahre früher hätte er über meine Anfrage nur gelacht. Denn damals fühlte er sich selbst noch als „Master of the Universe“.

Wie haben Sie Rainer Voss gefunden?

Über einen Bundestagsabgeordneten, der Voss gelegentlich bei Finanzthemen um Rat fragt. Zunächst hatte ich aber eine Anzeige in der FAZ geschaltet, um Leute zu finden, die mir Hintergrundinformationen liefern können. Im Nachhinein war das etwas naiv: Es haben sich alle möglichen obskuren Gestalten gemeldet, bis hin zu Rentnern, die mir ihr Leben erzählen

wollten. Aber an die Leute in der Finanzbranche kommt man nur über persönliche Kontakte heran.

Sie haben Ihr Vorhaben auch den Banken vorgestellt und diese um Vorschläge gebeten, wie die Finanzwelt im Film richtig dargestellt werden könnte. War das nicht auch etwas naiv?

Nein, das war aufrichtiges Interesse. Schließlich klagen die Banken immer wieder, die Medien würden sie in ein schlechtes Licht rücken; und seit der Finanzkrise betonen sie, wie wichtig ihnen die Transparenz ihrer Geschäfte und ihrer Kommunikation ist. Also habe ich signalisiert: Ich

will mit meinem Film in die Tiefe gehen, aufklären, Wissenslücken schließen. Um glaubwürdig zu bleiben, mussten sie mich verlassen! Die Chefs der sieben großen Banken wussten von dem Projekt, doch am Ende haben alle das Risiko gescheut, sich für Interviews zu öffnen. Aber niemand konnte mir vorwerfen, ich hätte es nicht versucht.

Welche Motivation hatte Voss, Ihnen Rede und Antwort zu stehen?

Aufklären. Und natürlich tut es einem Menschen, der jahrelang eine wichtige Position innehatte und von heute auf morgen gekündigt wurde, auch gut, wenn ihm jemand zuhört ... Rainer Voss und mich beschäftigten ähnliche Fragen: Was kann ein System aus den Menschen machen? Welche Folgen hat die Verformung des Individuums für die Familie, für die Freunde? Und was sagt uns das – jenseits der Finanzbranche – über unsere Gesellschaft? Um diesen soziologischen Blick geht es mir; auf Gespräche über Finanzdienstleistungen und andere Details habe ich mich dagegen nicht vorbereitet.

Hat Voss Ihnen von Anfang an vertraut?

Schon bei dem ersten Treffen haben wir gemerkt, dass wir diese gemeinsame Basis haben. Außerdem gebe ich bei jedem Film auch etwas von mir preis. Ich kann schließlich nicht erwarten, dass mein Gegenüber sich mir gegenüber öffnet, wenn ich das nicht auch tue. Die Gespräche vor den Dreharbeiten haben Vertrauen geschaffen, Voss hat mir ziemlich schnell das „Du“ angeboten. Aber er hat sich auch alle meine Filme angeschaut und im Internet nach mir gegoogelt. Trotz alledem war er am ersten Drehtag sehr angespannt. Er machte sich Gedanken, wie seine früheren Kollegen ihn wahrnehmen würden, und sorgte sich um die sachliche Richtigkeit. Das

hat sich dann nach der ersten Drehphase gelegt. Gleichzeitig habe ich klargemacht, dass wir alle wunden Punkte ansprechen müssen – damit bei den Zuschauern nicht der Eindruck entsteht, bestimmte Themen würden ausgespart.

Hatten Sie vor dem Dreh abgesprochen, was Sie fragen würden?

Die groben Themen waren abgesteckt, nicht aber die einzelnen Fragen. Voss wusste auch nicht, was ich an welchem Drehtag ansprechen würde. Meist habe ich kurzfristig entschieden, welcher Tag der richtige für ein bestimmtes Thema war. Im Laufe der Dreharbeiten haben wir uns allerdings von der Interview-Form gelöst, es wurde immer mehr ein Gespräch daraus, ein Pingpong-Spiel. Mal kam Voss mit einem neuen Gedanken zum Dreh, mal habe ich etwas mitgebracht – wie den Geschäftsbericht oder die Fernsehbilder vom Untersuchungsausschuss im US-Senat.

Als Sie mit Rainer Voss über sein Familienleben reden, weicht er ins Allgemeine aus und macht dann relativ schnell dicht. Warum haben Sie nicht weitergebohrt?

An dieser Stelle hätte es keinen Sinn gehabt, nachzuhaken. Voss trennt zwischen seinen Erfahrungen und denen seiner Familie. Er will keine Mutmaßungen anstellen, wie seine Frau und seine Kinder die Zeit erlebt haben, in der er die Hälfte des Jahres nicht zu Hause war. Grundsätzlich war es immer ein Kratzen an der Oberfläche: Wie weit kann ich gehen? Voss hatte das Recht, Fragen nicht zu beantworten – das

hatten wir vor den Dreharbeiten vereinbart und vier, fünf Mal hat er davon Gebrauch gemacht. Zwei Szenen, in denen er nicht vor der Kamera weiterreden möchte, haben wir absichtlich im Film gelassen. So haben wir gezeigt, dass es noch weitere Ebenen gibt, die nicht erzählt werden können.

Auffällig ist, dass Voss sich in der ersten halben Stunde vor allem an die „witzigen“, „verrückten“ oder „faszinierenden“ Seiten seines früheren Lebens erinnert. Danach wird er nachdenklich. Haben Sie diese Entwicklung per Schnitt erreicht?

Nein, der Film entwickelt sich ungefähr so, wie die Dreharbeiten gelaufen sind – und wie ein echtes Gespräch zwischen Menschen, die sich nach und nach kennenlernen. Da werden auch erst einmal Schoten erzählt, um sich aufzuwärmen. Dann kommt Ernsthaftigkeit ins Spiel, irgendwann lassen die Menschen einen Einblick in ihr Familienleben zu oder reden über gesellschaftliche Themen.

Voss führt vieles von dem, was in der Branche schief läuft, auf menschliche Makel zurück. Warum lässt er den Vorwurf der Gier nicht gelten?

Weil sich das Denken und Handeln der Banker in einem geschlossenen System abspielt. Sie blicken nicht nach draußen, sie vergleichen nicht ihr Einkommen mit dem der Leute jenseits der Banken. Den Konkurrenzkampf tragen sie untereinander aus – und da hat Geld die Funktion von Wertschätzung, ja fast wie verdiente Orden, die man mehr hat als der Kollege am Tisch nebenan. Es ist wie ein Wettkampf im geschlossenen Raum, Gier spielt da natürlich auch eine Rolle. Aber neben Geld geht es eben darum, schneller und besser als die anderen zu sein. Und wenn man das ist, drückt sich das in höheren Bonuszahlen aus.



MARC BAUDER: „Welche Folgen hat die Verformung des Individuums für die Familie, die Freunde? Diese Frage interessiert mich mehr als die Details eines Finanzprodukts.“ FOTO LARS BORGES

Gegen Ende des Films erfährt man aus Rainer Voss' Mund: „Ich bin entlassen worden.“ Ein Satz wie ein Eingeständnis einer Niederlage ...

Absolut. Bis heute ärgert ihn vor allem, dass es keinen faktischen Grund gab für seine Entlassung. Die nämlich hatte mit seiner Leistung nichts zu tun – er wurde aus seiner „Familie“ ausgestoßen, weil das Management sparen wollte und er eben dran war: Er war schon zehn Jahre lang dabei, hatte ein bestimmtes Alter erreicht. In diesem Moment begann Voss nachzu-

denken, da wurde ihm die Verlogenheit dieses Systems bewusst.

Wie viele Drehtage haben Sie mit Rainer Voss verbracht?

Wir hatten 18 Drehtage, jeweils sechs im November 2012, im Januar 2013 und im März 2013. Die Pausen zwischen den Drehs waren mir wichtig. Gerade weil ich nur auf eine Figur und einen Drehort gesetzt habe, wollte ich zwischendurch mit dem Material im Schnittraum arbeiten. Ich wollte sehen, was funktioniert hat oder nicht, und wo sich neue Erzählformen eröffnen. Am Ende hatten wir 25 Stunden Material.

Themen aus der Finanzwirtschaft sind nicht leicht zu bebildern. Haben Sie sich deshalb für die puristische Variante entschieden, nur an einem Ort – nämlich in der leer stehenden Bank – zu drehen?

Wir wollten auf keinen Fall die Bilder reproduzieren, die immer und überall zu sehen sind. Zumal sie ja oft nur symbolisch und veraltet sind – so findet in der Frankfurter Börse kaum noch Handel statt, den erledigen riesige Rechner am steuervergünstigten Stadtrand. Durch die Auslassung wollten wir also die Sinnhaftigkeit der Bilder infrage stellen. Ein leeres Bankgebäude hat dagegen eine wunderbare Symbolik für die gegenwärtige wirtschaftliche und gesellschaftliche Situation. Außerdem schaut und hört man Rainer Voss dadurch konzentriert zu, nimmt sein Mienenspiel, seine Gestik stärker wahr und spürt Brüche in seinen Erzählungen. Und wenn er mit leuchtenden Augen schildert, wie ein Mitarbeiter nach dem anderen durch die summenden Sicherheitsschleusen in den Handelsraum kommt, wie der Lärmpegel steigt und der Handel Fahrt aufnimmt – dann kann der Zuschauer in seinem Kopf neue und eigene Bilder von der Bankenwelt entstehen lassen.

JURY STATEMENT DR. ARNO BALZER

HERAUSGEBER VON „BILANZ DEUTSCHLAND“, ÜBER „MASTER OF THE UNIVERSE“ VON MARC BAUDER:



FOTO: SPRINGER

Wie konnte das passieren? Wie um Himmels willen konnten Investmentbanken in New York, London, Frankfurt und anderen Metropolen die Finanzwelt, ja die gesamte Wirtschaft an den Rand des Abgrunds bringen? Wissenschaftler und Journalisten haben dieser Frage zahlreiche Bücher und Artikel gewidmet. Sie haben mit Fakten und mathematischen Modellen über die Entstehung und Wirkung von Finanzderivaten sicher auch eine Menge erklärt. Doch diese Erklärungen blieben oft blutleer. Das hat Marc Bauders Dokumentarfilm auf eindrucksvolle Art geändert.

Bauder lässt seinen Protagonisten, der lange Jahre als Investmentbanker tätig war, erzählen, wie die selbst ernannten „Master of the Universe“ denken, arbeiten und leben. So bekommt der Zuschauer ein Gefühl dafür, wie aus Bankern Bankster werden, wie überdurchschnittlich intelligente Männer im Wertpapierhandel mit individueller Rationalität kollektiven Wahnsinn produzieren konnten, wie Gier und Gehirn eine gefährliche Melange eingehen, wie sie eiskalt jede Chance zum Geldverdienen ausnutzen – und dabei gar nicht mal unsympathisch wirken. Im

Gegenteil, Bauders Banker wirkt wie der nette Nachbar von nebenan und ist es wahrscheinlich sogar. Der Film gewinnt seine Botschaft vor allem dadurch, dass er nicht platt anprangert, nach Schuldigen sucht. Sondern mit perfekt inszenierten Bildern und Filmsequenzen das Handeln der Investmentbanker in den wilden Jahren nach der Deregulierung der Kapitalmärkte nachvollziehbar macht. Wer „Masters of the Universe“ gesehen hat, versteht viel besser, wie Investmentbanker ticken und wie es zur Finanzkrise kommen konnte.

Helmut Schmidt Journalistenpreis 3. Platz 2014

Titel „Der geplünderte Staat“ Autoren
Thomas Ammann und Stefan Aust
Gesendet in NDR/Arte Datum 11. Februar
2014 Kompletter Film <http://www.youtube.com/watch?v=a6rxxUN2m5Q>



THOMAS AMMANN, geboren am 12. Juni 1956 in Stuttgart. 1975 bis 1978 Lehre als Kfz-Schlosser bei Mercedes-Benz. 1980 bis 1984 Studium der Visuellen Kommunikation an der Hochschule für Bildende Künste Hamburg, Schwerpunkt Dokumentarfilm. 1984 bis 1992 freier Mitarbeiter des NDR Fernsehens (u. a. „Extra 3“, „Panorama“). 1993 bis 2008 Redakteur bei „Spiegel TV“. 2009 bis 2014 Teilhaber und Redaktionsleiter von Agenda Media. Seit Oktober 2014 stellvertretender Chefredakteur des „Sterns“.

STEFAN AUST, geboren am 1. Juli 1946 in Stade. 1966 bis 1969 Redakteur bei „Konkret“ und „St. Pauli Nachrichten“. Ab 1970 Mitarbeiter beim NDR (u. a. „Panorama“ von 1972 bis 1986). 1988 bis 1994 Chefredakteur von „Spiegel TV“. 1995 bis 2007 Geschäftsführer der Spiegel TV GmbH. 1994 bis 2008 Chefredakteur des „Spiegels“. Seit 2009 Teilhaber der Produktionsfirma Agenda Media, die u. a. TV-Dokumentationen herstellt und für die WAZ-Gruppe ein Konzept für ein Wochenmagazin entwickelte. 2010 bis 2014 Miteigentümer und Geschäftsführer von N24. Seit 2014 Herausgeber der „Welt“-Gruppe.

DER INHALT

Weil die Schuldenbremse sie zum Sparen zwingt, investieren Bund und Länder nur noch ungern selbst in Neubauten und Sanierung. Ein Ausweg, den unter anderem der ehemalige Finanzminister Peer Steinbrück (SPD) propagierte, hieß „Öffentlich-Private Partnerschaft“ (ÖPP). Die Idee: Privatunternehmen bauen Wohnungen, Gefängnisse und Opernhäuser oder sanieren Schulen und Autobahnen – zunächst auf eigene Rechnung. Der Staat mietet dann die Gebäude von ihnen oder tritt Nutzungsgebühren an sie ab. Kurzfristig geht die Rechnung für den Staat auf – langfristig aber kostet das ÖPP-Modell ihn deutlich mehr, denn viele Mietverträge gelten 30 Jahre und länger. Thomas Ammann und Stefan Aust zeigen einige besonders krasse Beispiele aus Deutschland und Frankreich – von

der Hamburger Elbphilharmonie, die die Stadt jetzt allein zu Ende bauen muss, über die Sanierung der Autobahn A1, wo während der Baumaßnahmen deutlich mehr Menschen starben als sonst, bis hin zu einem Korruptionsskandal rund um einen Gefängnisneubau bei Rostock.

STATISTIK

„Der geplünderte Staat“, 75-minütige Arte-Reportage (sowie 45-minütige NDR-Version). **Buch und Regie** Thomas Ammann und Stefan Aust, **Mitarbeit** Franziska Fenger und Kristin Hoefener, **Schnitt** Daniela Hanus, Melanie Hartmann, Franka Pohl, Anna Werner, **Kamera** Ralf Heinze, Aksel Dogan, Felix Greif, Markus Müller, **Ton** Sascha Bosse, Oliver Lumpe, Björn Schubert, Gero v. Schneider-Marientreu, **Tonmischung** Pierre Brand, **Produktion** Jost Nolting,

Daniela Montoya, **Redaktion** Kathrin Bronnert, Kuno Haberbusch (NDR).

DRAMATURGIE

Thomas Ammann und Stefan Aust verstehen ihre Dokumentation als „verfilmte Recherche“. Sie zeigen nicht nur Experten in statischen Settings, sondern begleiten auch ihre Protagonisten an die Schauplätze ihrer Recherchen – auch wenn diese mehr als einmal vor verschlossenen Kellertüren enden müssen. Sie konfrontieren Entscheidungsträger wie Peer Steinbrück mit ihren Recherchen und filmen Reaktionen, sie lassen ihren Informanten Siegfried Kluth vor jenem Gefängnis zu Wort kommen, das nur dank seiner Schmiergeldzahlungen gebaut wurde. Die Reporter selbst sind nur selten zu sehen, dafür aber mitunter aus dem Off zu hören.

Durch die Schuldenbremse steckt der Staat in einem Dilemma.

THOMAS AMMANN

Wir hätten auch dreimal so viele Fälle nehmen können.

STEFAN AUST

AUFBAU

Der Film ist wie folgt aufgebaut:

00:00*
bis 00:59
*Time Code

1. Bilder vom Hamburger Hafen, u. a. Luftaufnahmen, Einfahrt der Queen Mary 2, unterlegt mit klassischer Musik. Immer wie zufällig mit im Bild: der Rohbau der Elbphilharmonie. Sprecher: „Die Unvollendete. Sie grüßt im Hamburger Hafen – wohl noch für lange Zeit. Die Elbphilharmonie soll das neue Wahrzeichen der Hansestadt werden. (...) Rund eine halbe Milliarde Euro wird sie die Steuerzahler kosten. Verdienen werden die Banken und Baukonzerne. Das Ganze nennt sich: Öffentlich-Private Partnerschaft.“ Der **Titel** des Stücks wird eingeblendet.

01:00
bis 05:42

Weißblende, Schuldenuhr des Bundes der Steuerzahler, Bilder aus Berlin und Paris. Experten kommen zu Wort. Einblendung „**Public Private Partnership**“ stellt das **Thema** vor.

05:43
bis 07:11

Enno Isermann, Sprecher der Hamburger Kulturbehörde, führt über die **Baustelle der Elbphilharmonie**, zum Teil überblendet von Computeranimationen. Off-Sprecher: „Als die Kosten explodierten, verloren die Investoren das Interesse.“ Kosten werden eingeblendet.

(...)

16:45 bis
20:24

Autobahn 1 zwischen Hamburg und Bremen, die eine Bilfinger+Berger-Tochter bis 2038 instand halten soll und dafür Geld aus der Lkw-Maut kassiert. Besuch beim **Straßenbauamt Verden**, dem staatlichen Partner des Projekts, deren ehem. Leiter Heiko Gerken die Reporter in den **Keller des Gebäudes** führt, wo der 36.000-seitige Vertrag lagert. **Reporter:** „Da würde man natürlich gern mal reingucken.“ **Gerken:** „Das kann ich nachvollziehen, aber wie gesagt, das ist im Moment nicht möglich. Das ist geheim.“

(...)

21:12 bis
23:33

2. Bundestag. Besuch bei **Anton Hofreiter**, Fraktionschef der Grünen, der die Reporter zur **Geheimstutelle des Bundestags** führt, wo die Wirtschaftlichkeitsstudien für ÖPP-Projekte lagern. **Hofreiter:** „Das Problem ist: Ich kann die lesen, ich darf sie verstehen, (...) aber ich kann weder mit Ihnen noch mit der allgemeinen Öffentlichkeit (...) darüber reden.“

(...)

25:14 bis
27:59

A1, Aufnahmen von einer **Baustelleneröffnung**. Der ehem. Verkehrsminister **Peter Ramsauer** (CSU) spricht vor geladenen Gästen von „Bedenkenträgern und Nörg-

lern“, die man „am Wegesrand liegen lassen“ werde. **3.** Bilder vom **Stau** und von **risikanten Überholmanövern** während der Sanierung der Autobahn. Dann Besuch bei der zuständigen **Polizeidienststelle in Sittensen**. Dienststellenleiter **Knut Nagel** berichtet von vielen, auch tödlichen Unfällen.

28:00
bis 29:22

Archivbilder von Rettungseinsätzen nach Unfällen auf der A1.

(...)

(...)

33:04
bis 38:38

Beispiel **Heinrich-Mann-Gesamtschule in Offenbach**, die in ÖPP saniert wurde.

38:39
bis 46:35

4. Weitere Beispiele aus Frankreich, u. a. der Ausbau des **Flughafens Nantes**.

46:36
bis 53:52

5. ÖPP-Kongress in Berlin. Reporter versuchen vergeblich, den damaligen Kanzlerkandidaten **Peer Steinbrück** zu einem Gespräch über sein ÖPP-Engagement zu bewegen. Auch der Wechsel von **Roland Koch** (CDU) zum Baukonzern Bilfinger + Berger wird angerissen.

53:53
bis
01:05:10

6. Bestechungsfall beim Bau der JVA Waldeck bei Rostock. **Kronzeuge** Siegfried Kluth, damaliger Investor, schildert, wie der seinerzeit zuständige Staatssekretär gegen Schmiergeld den Auftrag an seine Firma vergab.

01:05:11
bis
01:07:46

Demo am Brandenburger Tor mit Aktivisten des „Berliner Wassertischs“. Die Initiative hat einen Volksentscheid durchgesetzt, der den Senat zwang, die Geheimverträge zum Verkauf der Berliner Wasserbetriebe an die Konzerne RWE und Veolia zu veröffentlichen. Inhalt: Die Konzerne erhalten jährlich 12 Prozent Rendite, das Land gleicht Verluste aus, und die Verträge bleiben geheim. Experte Rügemer: „Die haben gar kein Risiko.“ Schlenker zur Rolle Veolias in Frankreich (01:07:49 bis 01:10:56), dann wieder nach Berlin, wo der Senat auf öffentlichen Druck hin die Wasserbetriebe inzwischen zurückgekauft hat.

01:14:17

Abspann

Warum rücken Sie Politikern auf den Leib, Herr Ammann und Herr Aust?

INTERVIEW DANIEL KASTNER

Das Thema „Öffentlich-Private Partnerschaft“, also ÖPP oder englisch PPP, ist ja nicht gerade sexy. Warum haben Sie sich das ausgesucht?

STEFAN AUST: Es war eigentlich die Idee von Ulrike Dotzer, der Leiterin der Arte-Redaktion beim NDR.

THOMAS AMMANN: Am Ende eines Gesprächs hatte sie uns gefragt, ob wir auch die Baustelle auf der A1 zwischen Hamburg und Bremen kennen. Kannten wir, wir fuhren ja beide oft auf dieser Strecke.

AUST: Wenn Sie da längsgefahren sind, haben Sie richtig Platzangst gekriegt. Das beauftragte Unternehmen hatte die Fahrspuren für einen sehr langen Zeitraum an der Baustelle vorbeigeleitet und sehr, sehr schmal gemacht. Ulrike Dotzer hatte einen sehr interessanten Artikel dazu in der „Zeit“ gelesen und fand, dass man mal dem Thema PPP etwas ausführlicher nachgehen müsste. Wir haben dann abgeklappert, was in Lokalzeitungen zu dem Thema stand, Experten befragt – und waren sehr beeindruckt davon, was erstens der „Zeit“-Autor zutage gefördert hatte, und was

Und Ihre Recherchen ergaben, dass PPP eher Fluch als Segen ist ...

AUST: PPP beruht ja auf der Idee: Wenn der Staat baut, wird es zu teuer, und wenn private Unternehmen bauen, wird es sehr viel günstiger.

AMMANN: Ein privates Unternehmen wird versuchen, die Planungs- und Bauphase so kurz wie möglich zu halten, um den eigenen Gewinn zu maximieren.

AUST: Wenn man sich das aber genau anschaut, stellt man fest, dass es eben nicht billiger wird – die privaten Unternehmen erhalten ja in Wirklichkeit nichts anderes als einen langfristigen Mietvertrag. Der Staat mietet bei ihnen die Autobahn oder tritt Mautgebühren an sie ab. Finanziert wird das Ganze privat – das heißt, die Unternehmen gehen zur Bank und leihen sich das Geld. Und das Geld kriegen sie natürlich deswegen geliehen, weil der Staat einen Mietvertrag abgeschlossen hat. Dass das teurer wird, als wenn der Staat das gleich selber baut, liegt auf der Hand.

Wenn das so klar ist – warum greift die Politik so gern zu diesem Finanzierungsmodell, bei dem Bauprojekte unterm Strich gern mal das Doppelte kosten?

AMMANN: Aus dem gleichen Grund, warum so viele Leute Elektrogeräte kaufen, die sie sich eigentlich nicht leisten können: wegen der vermeintlich günstigen Finanzierung mit kleinen Ratenzahlungen.

AUST: Die wesentliche Absicht, die man damit verfolgt, ist eine Umgehung der Schuldenbremse.

AMMANN: Der Staat steckt da in einem Dilemma: Mit der Schuldenbremse, die ja durchaus ihre Berechtigung hat, engt er seine finanziellen Spielräume stark ein. Gleichzeitig will er Leuchtturmpro-

sich zweitens alles zeigte, sobald man ein bisschen genauer hinsah. Wir hätten auch dreimal so viele Fälle nehmen können.

Wonach haben Sie die Fälle ausgewählt?

AUST: In gewisser Weise willkürlich. Zuallererst haben wir uns mit der Sanierung des besagten Abschnitts der A1 zwischen Hamburg und Bremen beschäftigt, weil das eines der größten Projekte ist – bei dem zudem der „Segen“ der Öffentlich-Privaten Partnerschaft besonders häufig bemüht wurde.

JURY STATEMENT HANS LEYENDECKER

LEITENDER POLITISCHER REDAKTEUR DER „SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG“, ÜBER „DER GEPLÜNDERTE STAAT“ VON THOMAS AMMANN UND STEFAN AUST:

Das Pendel der Privatisierung ist in den vergangenen Jahren sehr weit ausgeschlagen; mancher glaubte sogar, noch aus einem Gefängnis ein Profit-Center machen zu können. Es war ein Irrweg. Einige spezielle Stationen dieses Irrwegs haben die Journalisten Stefan Aust und Thomas Ammann in ihrem Film „Der geplünderte Staat“ beschrieben. Sie leuchten in einer bemerkenswerten Recherche ein Finanzierungsmodell aus, das von der Politik erfunden wurde, um die Schulden zu bremsen: Es heißt scheinbar harmlos „Öffentlich-Private Partnerschaften“, kurz

ÖPP genannt. Dabei investieren private Unternehmen in die öffentliche Infrastruktur, um sie anschließend zu betreiben. Sie erhalten dank ÖPP zum Teil zweistellige Renditegarantien über viele Jahre. Es gibt keinen Wettbewerb, die Verträge sind Geheimsache. Die Parlamente sollen den Geschäftsbetrieb nicht behindern, die Öffentlichkeit bleibt außen vor. Projekte werden nicht transparent in den Haushaltsplänen ausgewiesen. Und: Politiker ohne Geld profilieren sich als angeblühliche Macher, dabei betreiben sie öffentliche Geldverrichtung in Milliardenhöhe:

Die abschnittsweise ausgebaute A1, die unvollendete Elbphilharmonie in Hamburg, der Neubau des Pariser Justizpalastes sind haarsträubende Beispiele dieser merkwürdigen Verirrung, der man nur mit Transparenz beikommen könnte. Kluge und ehrliche Daseinsvorsorge des Staates jedenfalls ist mit dem intransparenten ÖPP-Modell nicht zu vereinbaren. Den Film über den „geplünderten Staat“ gibt es in einer längeren Fassung, die auf Arte lief, und in einer kürzeren Fassung, die der NDR ausstrahlte. Beide Fassungen sind preiswürdig.



FOTO: PRIVAT



THOMAS AMMANN:

„Ein privates Unternehmen wird versuchen, die Planungs- und Bauphase so kurz wie möglich zu halten, um den eigenen Gewinn zu maximieren.“



STEFAN AUST:

„Wir sind keine politische Partei. Wir erzählen unsere Geschichte. Die Konsequenzen daraus muss die Politik ziehen.“ FOTO N24 MEDIA GMBH/OLIVER SCHULZE

INTERVIEW

jekte wie die Elbphilharmonie bauen und muss marode Infrastruktur reparieren – viele Schulen in Deutschland sind in einem beklagenswerten Zustand.

Im Beitrag stellen Sie Peer Steinbrück als den Vater der ÖPP-Idee in Deutschland vor. Sie stoßen auf ein Gefälligkeitsinterview, das man für Lobbyismus halten kann, und ein Kamerateam konfrontiert ihn damit im Wahlkampf 2013. Die Methode kennt der Zuschauer von „Spiegel TV“ – da

wird jemand mit der Kamera verfolgt, manchmal kommt es zu Handgreiflichkeiten. Welchen Erkenntnisgewinn hat diese Methode?

AUST: Sie hat den Erkenntnisgewinn, dass man jemanden, der im öffentlichen Leben steht, nicht damit davonkommen lässt, dass er über sein Vorzimmer erklären lässt: Ich sage nichts dazu. Das, finde ich, geht einfach nicht bei jemandem in einer derart herausgehobenen Position, der in diesem Fall auch noch Kanzlerkandidat war. Ich muss dazu sagen, ich kenne Peer Steinbrück ganz gut, ich habe auch ein langes Interview mit ihm gemacht vor der Wahl – ich habe normalerweise nichts gegen ihn. Aber ich finde, in dieser Angelegenheit kann man ihn nicht damit davonkommen lassen. Der Vorgang ist gravierend: Wenn jemand auf der politischen Ebene einer der Vorkämpfer der Public Private Partnership ist und dann einem der Unternehmen, das am meisten davon profitiert hat, anschließend ein Interview dazu gibt, in dem er PPP in den höchsten Tönen propagiert und sich dann auch noch dafür bezahlen lässt – dann finde ich das höchst bedenklich. Sie nicht?

Doch, durchaus. Ich bin nur immer etwas unangenehm angefasst, wenn ich solche Szenen im Fernsehen sehe – es wirkt eben wie ein Pranger.

AUST: Das ist schon richtig. Mir ist diese Problematik auch durchaus bewusst, und mit Privatpersonen würde ich das normalerweise auch nicht gutheißen. Aber wenn jemand in der Öffentlichkeit steht, dann muss er damit rechnen, dass er auch in der Öffentlichkeit mit so etwas konfrontiert wird. Dann muss er Rede und Antwort stehen – oder halt weggehen. Und wenn er weggeht, ist das auch eine Nachricht.

Der Film zeigt auch Beispiele aus Frankreich – nicht zuletzt, damit der Film auch bei Arte laufen konnte. Was war in Frankreich anders als in Deutschland?

AUST: In Frankreich gibt es ein paar Beispiele, die geradezu grotesk sind. Das hat dazu geführt, dass man dort von PPP wieder abgerückt ist. Im Gegensatz zu Deutschland stellt Frankreich die durch PPP entstehenden Kosten nun doch mit in den Haushalt ein – und damit ist der ganze Schwindel vorbei. Wenn man nämlich öffentlich macht, welche Kosten da entstehen – auch durch entgan-

gene Gewinne etwa aus der Maut –, funktioniert er nicht mehr. Dadurch sind öffentlich-private Projekte in Frankreich auch sehr stark zurückgegangen.

Inwieweit haben Sie sich bei den Recherchen dort von französischen Kollegen helfen lassen?

AUST: Wir haben selbst recherchiert, natürlich aber jemanden mitgenommen, der Französisch kann. Hinweise gab es auch von französischen Arte-Kollegen. Auch dort haben wir geschaut, was die Experten dazu sagen. Es gibt ja sehr viele Professoren und Experten, die sich mit so etwas beschäftigen und dieses Thema seit langer Zeit mal öffentlich machen wollen. Das ist ja weitgehend unbeachtet geblieben – ich habe mich selbst gewundert, auf was man da alles stößt und wie wenig das bisher in der Öffentlichkeit bemerkt worden ist.

Was war unter den deutschen Beispielen der dickste Hund?

AMMANN: Das war für uns ganz klar der Gefängnis-Neubau bei Rostock. Natürlich ist das nur ein Einzelfall – aber genau der zeigt doch, wie sehr diese Form der Finanzierung zu Hinterzimmer-Mauscheleien einlädt. Im Extremfall führt das zu kriminellen Machenschaften wie offenbar in diesem Fall – denn hier reden wir von Kriminalität, vom Verdacht auf Bestechung und Bestechlichkeit.

Den Informanten haben Sie ja im Film weit nach hinten geräumt – die eigentliche Bombe des Films platzt erst gegen Ende.

AUST: Ja, das kann man so sehen. Was den Einzelfall und die Beweisbarkeit von Korruption betrifft, ist das natürlich eine absolute Ausnahme – normalerweise

setzt sich niemand, der jemanden bestochen hat, vor die Fernsehkameras und erzählt, wie das vor sich gegangen ist.

Warum hat Ihr Informant Siegfried Kludt überhaupt mit Ihnen gesprochen?

AUST: Das war ein Zufall. Ich kannte ihn schon seit längerer Zeit und wusste, dass er mal ein Gefängnis in Public Private Partnership gebaut hatte. Er meldete sich bei mir, als wir gerade für den Film recherchierten – er wollte auspacken und erzählen, wie das damals gelaufen ist. Und auch, wie er Leute bestochen hat. Das haben wir mit unseren Recherchen zusammengefügt – und dadurch ist die Geschichte um das Gefängnis bei Rostock überhaupt erst ans Tageslicht gekommen. Die hat auch ziemlich Furore gemacht.

Ich nehme an, Herr Kludt wusste, was er tat, als er öffentlich auspackte. Hatte sein Auftritt ein juristisches Nachspiel?

AMMANN: Kludt hat auch deshalb ausgepackt, weil er davon ausging, die Sache sei verjährt. Die Staatsanwaltschaft Schwerin ermittelt nun aber trotzdem, und zwar gegen drei Beschuldigte: gegen Kludt wegen Verdachts auf Beihilfe zur Untreue und gegen zwei ehemalige Regierungsbeamte wegen des Verdachts der Untreue – nämlich gegen den von uns im Beitrag genannten ehemaligen Staatssekretär im Finanzministerium von Mecklenburg-Vorpommern sowie einen ehemaligen Ministerialbeamten.

Die Staatsanwaltschaft gründet ihren

Tatvorwurf auf der Überlegung, dass der Schaden für das Land Mecklenburg-Vorpommern immer noch andauert – und zwar mit jeder monatlichen Mietzahlung. Denn der Mietvertrag zwischen dem Land und dem Investor besteht ja noch immer.

Den Staatssekretär nennen Sie im Film „Wilhelm B.“. In diesem Amt war er wie Peer Steinbrück durchaus eine öffentliche Person – und er ist auch problemlos im Internet mit Klarnamen zu finden. Warum haben Sie ihn zumindest teilweise verfremdet?

AUST: Das war das erste Mal, dass dieser Vorgang in der Öffentlichkeit behandelt wurde. Zu diesem Zeitpunkt waren wir der Meinung, dass wir nicht unbedingt den Namen nennen müssen. In späteren Beiträgen auch in anderen Medien wurde ja auch in der Öffentlichkeit klar, um wen es sich handelt. Wenn andere den Namen nennen, finde ich das legitim.

Ich stecke da oft zwischen zwei Meinungen. Der Vorgang ist einerseits so gravierend, dass man die Leute mit vollem Namen nennen sollte – aber auf der anderen Seite gibt man ihnen dann auch eine Handhabe, vor der Ausstrahlung des Filmes etwas dagegen zu unternehmen. Darum ist man gerade bei einer Erstaussstrahlung immer ein bisschen vorsichtig, um nicht möglicherweise schlafende Hunde zu wecken.

Im Film konfrontieren Sie auch heutige Vertreter des Finanzministeriums von Mecklenburg-Vorpommern mit den Indizien. Die wirken ausgesprochen hilflos und sagen, es sei „angezeigt, die Staatsanwaltschaft einzuschalten“, wenn Sie solche Erkenntnisse hätten ...

AUST: ... und das ist dann ja auch geschehen.



PEER STEINBRÜCK OFFENBAR „NOT AMUSED“: Die Reporter versuchten den damaligen Kanzlerkandidaten bei einem Kongress zur „Öffentlich-Privaten Partnerschaft“ (ÖPP) in Berlin zu seinem Engagement zu befragen. Er verwies auf seine Pressereferentin und ließ sich auf kein Gespräch ein.

Aber das haben doch nicht Sie gemacht?

AUST: Nein. Wir sind ja kein Hilfsorgan der Staatsanwaltschaft. Und es ist nicht meine Art, mich bei Behörden in Fällen zu profilieren, wo es um die Ermittlung zurückliegender Vorgänge geht – wenn

und morgens gleich wieder darüber geredet, wie wir es machen.

AMMANN: Wir hatten ein Konzept, wir hatten gemeinsam mit der Redaktion ausgewählte Beispiele, und wir hatten den Ansatz, dass die Reportage eine

AUST: Oh, lange. Ich kann es nicht mehr genau sagen, aber das dauerte mindestens ein Jahr.

Sie haben vorhin gesagt, der Film habe Furore gemacht – was hat er politisch bewegt?

es um Mord und Totschlag geht, ist es vielleicht was anderes. Aber grundsätzlich veröffentlicht man das, was man veröffentlichen will, oder von dem man glaubt, dass es veröffentlicht werden muss. Anschließend müssen Justiz und Politik selbst ihre Aufgaben wahrnehmen.

Haben Sie nach der Erstaussstrahlung juristisches Ungemach zu spüren bekommen?

AUST: Nein, an keinem der zentralen Punkte mussten wir einen Rückzieher machen. Staatssekretär B. wusste ja auch sehr genau, auf welchem dünnem Eis er sich bewegte. Dass der sich nicht hinstellt und sagt: „Ja, ich bin bestochen worden und ich bedaure das zutiefst“ – das kann man sich ja vorstellen. Dass er im Gegenteil versucht, sich irgendwie da rauszuwinden, ist ja auch relativ klar.

Haben Sie noch etwas von Herrn Ramsauer gehört? Immerhin unterstellen Sie ihm als ehemaligem Verkehrsminister ja, zumindest mittelbar für die gestiegene Zahl von Verkehrstoten auf dem besagten A1-Abschnitt verantwortlich zu sein.

AUST: Nein, er hat sich gar nicht mehr geäußert. So generell haben wir das ja auch nicht gesagt. Polizeiexperten sind aber nun einmal der Auffassung: Die Tatsache, dass die Spuren so schmal gemacht wurden, hat zu einer vermehrten Anzahl von Verkehrsunfällen geführt.

Wie haben Sie sich für die Geschichte aufgeteilt?

AUST: Gar nicht – so macht man das normalerweise auch nicht. Bei einigen Drehs war ich dabei, bei anderen nicht. Im Schneiderraum haben wir viel zusammengeschissen, haben abends beim Essen

„verfilmte Recherche“ sein sollte. Alles Weitere hat sich im ständigen und regen Austausch ergeben. Das lässt sich im Nachhinein nicht mehr trennen, wer was gemacht hat. Wir haben ja auch schon mehrere Bücher zusammen geschrieben – da hat man uns auch immer gefragt, wie wir uns aufgeteilt haben. Das Ganze entstand als Gemeinschaftsarbeit.

Was ist Ihre gemeinsame Stärke als Team?

AMMANN: Aus unserer langjährigen Zusammenarbeit haben wir ein sehr ähnliches Verständnis davon, was eine Geschichte ist und was nicht. Und die Arbeit bei „Spiegel TV“ hat auch das Handwerkliche geprägt: Wie man eine Geschichte spannend und journalistisch sauber erzählt.

Wo und wann haben Sie sich denn kennengelernt?

AMMANN: 1993 bei „Spiegel TV“. Als Stefan Aust dann Ende 1994 Chefredakteur des „Spiegels“ wurde, blieb ich dort, in wechselnden verantwortlichen Positionen – bis er 2008 den „Spiegel“ verließ.

Wie viele Leute haben außer Ihnen beiden an dem Film gearbeitet?

AUST: In der redaktionellen Assistenz waren das im Wesentlichen zwei Mitarbeiterinnen. Eine Kollegin hat uns in Frankreich sehr geholfen, und eine weitere in Deutschland. Außer uns und diesen beiden waren natürlich noch Cutterinnen, Kameraleute und unsere Produktionsleitung beteiligt.

Und wie lange hat das alles gedauert – von der Auftragsvergabe bis zur finalen Abnahme?

AUST: Außerhalb von Mecklenburg-Vorpommern, wo eine politische Debatte in Gang gekommen ist, kann man das gar nicht sagen. Den Autobahnneubau nach Hannover etwa will das Bundesverkehrsministerium unbedingt nach wie vor durchziehen – wogegen sich der niedersächsische Verkehrsminister erhebt, weil er sagt: Das wird viel teurer. Dieses Projekt wird, vermute ich, dennoch so durchgeführt, weil der Großteil des Geldes dafür vom Bund kommt. Und der hat sich das nun mal in den Kopf gesetzt. Ob das nun schlau ist oder nicht, ist eine andere Frage.

Wir sind Journalisten – wir machen eine Geschichte zu dem Thema, manchmal auch mehrere. Aber wir sind keine politische Partei, die dafür sorgen muss, dass irgendein Projekt in der Politik anders gehandhabt werden muss. Wir erzählen unsere Geschichte. Die Konsequenzen daraus muss die Politik ziehen. Wir wollen uns als Journalisten auch nicht übernehmen und unsere Rolle als zu wichtig ansehen.

Und in Sachen Transparenz? Ändert sich da inzwischen etwas oder muss man die Veröffentlichung solcher Verträge weiterhin erzwingen – so wie im Berliner Volksentscheid zur Wasserversorgung?

AUST: Die öffentliche Aufmerksamkeit und die Skepsis gegenüber solchen Projekten ist enorm gewachsen. Dazu haben wir vielleicht einen kleinen Beitrag geleistet. Wir wollen das nicht überschätzen.

19 Jahre Helmut Schmidt Journalistenpreis

1996

Erster Preisträger war **Bernd Wittkowski** (heute Mitglied der Chefredaktion der „Börsen-Zeitung“). In der „Frankfurter Rundschau“ hatte er die Vor- und Nachteile der elektronischen Geldkarte erklärt und darauf hingewiesen, dass der Handel geplante Gebühren nicht unwidersprochen akzeptieren werde.

1997

Egon Wachtendorf beschäftigt sich in mehreren Artikeln für das Magazin „DM“ mit den Möglichkeiten der privaten Altersvorsorge.

1998

Ranga Yogeshwar ... für seinen Beitrag „Die Börse – einfach erklärt“ in der WDR-Sendereihe „Quarks & Co.“.

1999

Stefan Loipfinger, freier Journalist (www.fondstelegramm.de), ... für eine Reihe von Artikeln, in denen er die mangelnde Transparenz offener Fonds analysiert und dazu deren Renditeaussagen und Musterberechnungen auf den Grund geht.

2000

TV: Elke Brandstätter, freie Journalistin, ... für ihren WDR-Filmbeitrag über Auslandsüberweisungen.
PRINT: Dietmar Palan vom „Manager Magazin“ ... für den Artikel „Wer einmal lügt“,

in dem er auf Überbewertungen am Neuen Markt hinweist.

RADIO: wird nicht verliehen.

ONLINE: Das Team der frauenfinanzseite.de ... für seine Website, die Einsteigerinnen und Versierte schnell und kompakt über erfolgreiche Anlage und gezielte Vorsorge informiert.

2001

TV: Olaf Kumpfert ... für seinen Beitrag „Stichprobe Überweisung“ für das ZDF-Wirtschaftsmagazin „Wiso“, in dem er dem leichtfertigen Umgang von Banken mit den Überweisungsaufträgen ihrer Kunden auf den Grund geht.

PRINT: Stefanie Heise ... für „Vorsicht, Falle“ in der „Wirtschaftswoche“ – über die Eigeninteressen, die Bankanalysten bei Aktienempfehlungen im Auftrag ihrer Banken verfolgen.

RADIO: Bettina Weitz, Bayerischer Rundfunk, ... für ihren Beitrag „Grünanlagen – ein Streifzug durch die Welt ethischer und ökologischer Grünanlagen“ für Bayern 2, bei dem sie verschiedene Ansätze ökologischer Geldanlagen untersucht, die Renditechancen bewertet und auch auf dubiose Anbieter hinweist.

ONLINE: Christoph Öfele ... für die Website anlagenschutzarchiv.de der Schutzgemeinschaft der Kleinaktionäre e. V. Die Seite informiert über unseriöse Finanzangebote aus dem sogenannten grauen Kapitalmarkt und bietet ein Archiv zu allem, was bisher über zweifelhafte Geldanlagen geschrieben wurde.

2002

1. PREIS: Renate Daum vom Anlegermagazin „Börse online“ ... für ihre Artikel „Navigation ins Nirgendwo“ und „Außer Kontrolle“. Darin spürt sie den Luftbuchungen und virtuellen Kunden des Telematik-Unternehmens Comroad nach und deckt einen der größten Betrugsskandale am Neuen Markt auf: „Börse online“ 6/2002 und 13/2002.



BEI DER PREISVERLEIHUNG DES HELMUT SCHMIDT JOURNALISTENPREISES 2013

vorn v. l.: Ruth Loah (Lebensgefährtin von Helmut Schmidt), Helmut Schmidt und Roland Boekhout (CEO ING-DiBa), dahinter v. l.: Kurt Kister („Süddeutsche Zeitung“), Peter Onneken, Bastian Brinkmann, Hans Leyendecker, Fabian Gartmann, Diana Löbl, Dr. Uwe Vorkötter, Prof. Claudia Mast, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer, Hermann-Josef Tenhagen, Frank-B. Werner, Annina Reimann.

FOTO: FRITZ PHILIPP

2. PREIS: Wolfgang Reuter ... für „Die Schlacht der Spekulanten“, „Der Spiegel“ 34/2001.

3. PREIS: Ursel Sieber und Mathew D. Rose ... für ihren TV-Beitrag „Pleiten ohne Ende – Die Bankgesellschaft Berlin“ für SFB-„Kontraste“.

2003

1. PREIS: Hauke Reimer von der „Wirtschaftswoche“ ... für seinen Beitrag „Der Zerstörer“ (Februar 2003) über den Hedge-

fonds-Manager Florian Homm und dessen zweifelhafte Doppelrolle als Fondsmanager und Initiator von Researchstudien.

2. PREIS: Christian Buchholz ... für „Einmaliger Fall in Deutschland“, manager-magazin.de, Mai 2003.

3. PREIS: Roland Stimpel ... für „Betonblase“, „DMEuro“, Oktober 2002.

2004

1. PREIS: Das „Stern“-Autorenteam Frank Donovitz, Joachim Reuter und Karin Spitra ... für die fünfteilige crossmediale Serie „Das 1x1 des Geldes“. Sie erklären darin unter den Aspekten Konto, Schulden, Versicherungen, Finanzen, Sparen und Immobilien den richtigen Umgang mit Banken und Versicherungen. Im „Stern“ und bei Stern Online ab 30. Oktober 2003.

2. PREIS: Thomas Öchsner ... für „Ein Bund fürs Leben“, „Süddeutsche Zeitung“, 20. Dezember 2003.

3. PREIS: Ulrich Wolf, „Das große Rendite-Dilemma“, „Sächsische Zeitung“, 20. März 2004.

2005

1. PREIS: Klaus Martens ... für seinen TV-Beitrag „Bankgeheimnisse“ im WDR in der Doku-Reihe „Die Story“, 15. August 2005.

2. PREIS: Stefan Schmid ... für „Billig abgespeist. Über die Ohnmacht der Aktionäre“, Deutschlandradio, 26. September 2004.

3. PREIS: wird nicht verliehen.

2006

1. PREIS: Hubert Seipel, WDR, ... für „Und du bist raus. Wie Investoren die Traditionsfirma Grohe auspressen ...“.

2. PREIS: Nadine Oberhuber, „Börse online“, ... für ihren „Zeit“-Beitrag „Risiko des langen Lebens“ über Rentenversicherer, die mit der statistischen Lebenserwartung tricksen.

3. PREIS: Thomas Leif, SWR, ... für seinen Film „Gelesen, gelacht, gelocht. Vom Irrsinn der Berater-Republik“.

2007

1. PREIS: Gabor Steingart ... für die „Spiegel“-Titelgeschichte „Weltkrieg um Wohlstand“.

2. PREIS: Reto U. Schneider ... für „Preiskampf in der Bückzone“ in „NZZ-Folio“.

2. PREIS: Robert von Heusinger, offener Brief an den „Lieben Staat“ in der „Zeit“.

3. PREIS: wird nicht verliehen.

2008

1. PREIS: Nikola Sellmair ... für ihre „Stern“-Beiträge „Das kurze Leben von Ferkel 0146“ und „Bioäpfel vom Ende der Welt“.

2. PREIS: Michaela Schiessl, Beat Balzli, Stefan Winter ... für ihren „Spiegel“-Beitrag „Casino Provincial“.

3. PREIS: Michael Scheuch und Britta Buchholz ... für ihre ZDF-Doku „Die Macht der Manager“.

3. PREIS: Henrik Müller und Wolfgang Hirn ... für ihren „Manager Magazin“-Beitrag „Auf der Kippe“.

2009

1. PREIS: Alexander Neubacher ... für den „Spiegel“-Beitrag „Das Tollhaus“.

2. PREIS: Kersten Sebastian Schüßler ... für seine Arte-Reportage „Verbranntes Geld“.

3. PREIS: Marc Brost und Wolfgang Uchatius, „Zeit“, ... für „Ein Laufrad für Deutschland“.

2010

1. PREIS: Hans Leyendecker, Klaus Ott und Nicolas Richter ... für ihre Artikelserie zur BayernLB, Start: „Abenteuer in den Alpen“, „Süddeutsche Zeitung“, 9./10. Januar 2010.

2. PREIS: Joachim Vollenschier ... für „Hühner für Afrika – Vom Unsinn des globalen Handels“, Arte/NDR, 2009.

3. PREIS: Susanne Meunier und Beate-Kathrin Bextermöller ... für „Selten nach Wunsch“, „Finanztest“ 7/2010.

2011

1. PREIS: Ulric Papendick und Thomas Katzensteiner, „Manager Magazin“, ... für „Kasino Fatal“ – über die Auslagerung von Kreditrisiken an sogenannte „Schattenbanken“.

2. PREIS: Marcus Rohwetter ... für „Liebe Halsabschneider“ in der „Zeit“.

3. PREIS: Thomas Tuma und Martin U. Müller ... für „Weltreligion Shoppen“ im „Spiegel“.

3. PREIS: Katharina Adami und Jutta Himmel-Fricke ... für „Rückschau: Riesterreute“ im Bayerischen Rundfunk.

2012

1. PREIS: Klaus Stern ... für seinen Film „Versicherungsverteiler – Die erstaunliche

Karriere des Mehmet Göker“ in der ARD.

2. PREIS: Silke Gronwald und Rolf-Herbert Peters ... für „Hilfe, Rabatt!“ im „Stern“.

3. PREIS: Christian Esser und Lutz Ackermann ... für „Mister Karstadt – Der rätselhafte Nicolas Berggruen“ im ZDF.

2013

1. PREIS: Bastian Brinkmann, Christoph Giesen, Frederik Obermaier und Bastian Obermayer von der „Süddeutschen Zeitung“ ... für ihre Offshore-Leaks-Enthüllungen in der SZ.

2. PREIS: Diana Löbl und Peter Onneken vom Hessischen Rundfunk (HR) ... für ihre ARD-Reportage „Ausgeliefert! Leiharbeiter bei Amazon“.

3. PREIS: Fabian Gartmann ... für „Die Abzocker – Wie Aktiengesellschaften von Berufsklägern geschädigt werden“, „Handelsblatt“.

3. PREIS: Annina Reimann ... für „Willst du ein Konto?“, „Wirtschaftswoche“.

2014

1. PREIS: Bastian Obermayer und Uwe Ritzer von der „Süddeutschen Zeitung“ ... für ihren in der SZ erschienenen Beitrag „Abgefahren“ zu den Manipulationen bei der ADAC-Wahl zum „Lieblingsauto der Deutschen“.

2. PREIS: Marc Bauder ... für seinen Arte-Film „Masters of the Universe“ über die großwahnwitzige Parallelwelt der Investmentbanker.

3. PREIS: Stefan Aust und Thomas Ammann, Agenda Media, ... für ihre Dokumentation „Der geplünderte Staat“ (Koproduktion von NDR/Arte) über Millionenverluste von Steuergeldern durch Öffentlich-Private Partnerschaften (ÖPP).